Aus Nord und Süd.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Jahrgang 1908.

Herrnhut.
Verlag der Missionsbuchhandlung der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität.

Inhalt

von „Aus Nord und Süd“, Jahrgang 1908.

I. Allgemeines.

II. Missions-Erzählungen und -Schilderungen aus der Mission der Brüdergemeine.

1. Amerika.

2. Afrika.

3. Australien.

4. Asien.

III. Abbildungen

Druck von Gustav Winter in Herrnhut.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 1. Januar 1908. 9. Jahrgang.

Was Kinder für die Mission tun können.

Aus dem Munde der jungen Kinder hast du Dir eine Macht zugerichtet. Psalm 8, 3.

Aus dem Munde der jungen Kinder hat sich der große Gott eine Macht zugerichtet, um seine Feinde zum Schweigen zu bringen. So lesen wir im achten Psalm. Und das bestätigte unser Heiland dort im Tempel (Matth. 21, 16), als die Schriftgelehrten des jüdischen Volks wieder einmal die Wunderdinge sahen, die Jesus ausrichtete, und darüber entrüstet waren, daß sich eine Schar von Kindern im Tempel erdreistete, dem Heiland zuzujauchzen, und im Lobpreis seiner königlichen Macht und Größe jubelte: Hosianna, dem Sohne Davids!

Ja, schon Kinder können etwas tun zum Lobe der Herrlichkeit unsers Gottes auf Erden. Sie können ihm singen mit schönen Liedern, wie sie das besonders zur Weihnachtszeit tun, sie können Geld und andere Dinge (Marken, Stanniol usw.) sammeln, damit das dann zum Besten der Mission verkauft wird, sie können vor allem zu unserm Gott und Heiland beten für die Mission. Sie können ihn bitten, daß im neuen Jahre recht viele Heiden, die noch nichts von ihm wissen, ihr Herz öffnen, damit das Reich Gottes sich ausbreite in aller Welt. Und sie können Gott bitten, daß er selbst alle Hindernisse hinwegräume, die sich der Ausbreitung seines Reichs entgegenstellen, daß er recht viele Christen willig mache, als Missionare zu den Heiden zu gehen, daß recht viel Geld zusammen komme für die Mission und was dergl. Bitten mehr sind.

Was das Gebet selbst der unmündigen Kinder auszurichten vermag, davon weiß die Missionsgeschichte manches erweckliche Beispiel zu erzählen. So verdankt z. B. die Herero-Mission in unserer deutschen Kolonie Südwest-Afrika dem Gebet einen ihrer tüchtigsten Missionare, der unter großen Schwierigkeiten unter dem fremden wilden Volke dem Evangelium Bahn gebrochen hat. Es war dies Dr. Hugo Hahn, der 1818 als Sohn eines deutschen Landwirts bei Riga in Livland geboren wurde. Der sorgfältigen Erziehung, die Hugo und seinen Geschwistern zu teil wurde, fehlte es an der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Hugo absolvierte das Gymnasium in Riga und wollte dann Feldingenieur in der russischen Armee werden. Während er daheim auf seine Einberufung wartete, kam eine verwandte fromme Familie mit ihrem Töchterlein zu Besuch. Als sie sich zu Tisch setzten, faltete das Kind seine Hände und betete stehend das Tischgebet. Dies einfältige Gebet des frommen Kindes ging Hugo Hahn tief zu Herzen, und er konnte sich kaum der Tränen enthalten. Er hatte bisher noch nie gebetet. Die Frage: „Wie, dies kleine Kind dankt Gott, und du hast noch nie Augen und Hände zu ihm aufgehoben! Warum verstehst du denn noch nicht zu beten?“ bewegte seine Seele und ließ ihm keine Ruhe. Bild und Stimme des betenden Kindes wurde er nicht wieder los. In den nun folgenden inneren Kämpfen stand

ihm ein gläubiger Vetter treu zur Seite. Unter seiner Beratung fand er endlich seine Heilung und mit Ihm Frieden für sein Herz. Er sprach es später auf das Bestimmteste aus, daß sich an ihm das Psalmwort erfüllt habe: „Aus dem Munde der jungen Kinder hast Du Dir eine Macht zugerichtet." Nach seiner Bekehrung gab er sein Vorhaben, in den Dienst des russischen Kaisers zu treten, gänzlich auf und entschloß sich, ein Streiter Jesu in der Mission zu werden. Als 19jähriger Jüngling (1837) trat er ins Barmer Missionshaus ein. Im Jahre 1841 wurde er mit Missionar Kleinschmidt nach Südwestafrika ausgesandt, wo er die Stationen Windhuk und Okahandja gründete.

O daß sich unser Gott und Heiland im neuen Jahre aus dem Munde recht vieler Leser dieser Blätter eine Macht zurichtete!

Winter in Labrador.

1. Der grüne Winter.

Bernadotte, der Stammvater des jetzigen schwedischen Königshauses, regierte von 1818—1844 unter dem Namen Karl XIV. Johann. Ehe er aber zur Königswürde in Schweden gelangte, war er Marschall im Dienste Napoleons I. gewesen und hatte zu Ehren seines ursprünglichen Vaterlandes Frankreich die Waffen getragen. Dieses sein südlich gelegenes, sonniges Frankreich mit der milden, balsamischen Luft und dem üppigen Pflanzenwuchs konnte er in der neuen schwedischen Heimat nicht vergessen. Das verrieten bisweilen einzelne Aeußerungen, welche den Schweden nicht grade lieblich im Ohr klangen. So sagte er z. B. einmal: „In Schweden gibt es nicht vier, sondern nur eine Jahreszeit, die man Winter nennen muß. Unterscheiden kann man höchstens zwei Unterarten, einen weißen und einen grünen Winter." Dies Urteil dürfte mit noch viel größerem Recht von Labrador gelten, über dessen Klima wir im Folgenden an der Hand von Berichten Missionar Steckers einige Mitteilungen machen wollen.



Eskimojungen im Schnee (in Labrador).

Reden wir zuerst vom grünen Winter, d. h. der milden Jahreszeit, die man mit einigem Recht allenfalls auch als Sommer bezeichnen kann!

Als Missionar Stecker 1886 am 4. Mai auf der Station Okak eintraf, war grade ein Weg vom Missionshaus nach dem Missionsgarten ausgeschaufelt und aus letzterem die Hauptmasse des Schnees beseitigt worden. Man bedient sich dabei großer, säbelartiger Schneemesser; mit ihnen schneidet man den hartgefrornen Schnee in große würfelförmige Stücke und fährt diese dann auf Schlitten davon. Wollte man die Schneevertilgung der lieben Sonne überlassen, so würde man in dem Garten vor Eintritt des Winters auch nicht die kleinste Staude Gemüse erzielen können. Das wird Einem klar, wenn man aus Br. Steckers Munde erfährt, daß die Schneemauern, zwischen denen er auf dem ausgeschaufelten Wege dahingehen mußte, um in den Garten zu gelangen, nicht weniger als vierundzwanzig, sage: 24 Fuß hoch waren. Aber im Lauf des Maimonates fängt es allgemach an zu tauen. Das ist wenigstens die allgemeine Regel. Das Salzwasser-Eis der Meeresbucht wird freilich zunächst nicht davon berührt. Dagegen beginnt das Süßwasser des Landes in den Quellen und Bächen mit lautem Geplätscher von den Anhöhen und Bergen herabzurauschen, ja oft mit donnerähnlichem Getöse den Panzer der auf ihnen lastenden Schnee- und Eismassen zu sprengen und ihn in zerborstenen Stücken talabwärts zu reißen.

Wohin strömt denn aber dies Süßwasser? Nun, hinunter auf das schneebedeckte Salzwassereis der Meeresbuchten. Der Schnee dort saugt es auf und so bekommt dieses Salzwassereis eine prächtig grünlich blaue Farbe, die freilich keinen langen Bestand hat. Denn allmählig bilden sich unter dem Einfluß von Ebbe und Flut auch Sprünge, Risse und Spalten in dem Seeeis, durch die Salzwasser empordrängt. In der Nacht friert es jedoch noch immer. So entsteht auf dem Seeeis schöne Schlittenbahn. Nur die Schlittenhunde selber würden sie nicht rühmen, wenn sie sprechen könnten. Denn diese Eisbahn besteht aus so feinen, spitzen und scharfen Nadeln,

daß die Haut an den Pfoten der Tiere verletzt wird; Blutspuren bilden ihre Fußspuren bei jeder Schlittenfahrt.

Im Lauf des Juni geht es dann dem Seeeis ernstlich an den Kragen, welches sich an der Küste Labradors hinzieht. Das noch immer reichlich zuströmende Süßwasser, die Einwirkung der höher steigenden und länger scheinenden Sonne wie die alle 6 Stunden wechselnde Ebbe und Flut nagen und zerren an dem starren Winterpanzer. Lachen und kleine Seen bilden sich auf der Oberfläche des Eises. Die Risse und Spalten erweitern sich zu kleinen Kanälen. Einzelne selbständige Schollen lösen sich ab, wogen auf und nieder, stoßen und zermalmen sich gegenseitig und puffen neue Schollen von den noch geschlossnen Eisfeldern los. Je freier der flüssige Spielraum wird, desto rascher bewegen sich die festen Massen hin und her und arbeiten an ihrer Selbstzerstörung. Noch ein kräftiger West- oder Südwind! Und die spröden, zerkleinerten und zerfressenen Eisstücke werden hinausgetrieben in die offene See, wo sie sich bald völlig im Wasser auflösen.

Ungewohnter, erleichternder, ja freudiger Anblick, wieder einmal offenes Wasser in den Buchten und zwischen den Inseln zu sehen! Und doch ist damit die Herrschaft des Winters noch nicht vorbei. Zwar sein eignes Eis ist Labrador nun für ein paar Monate losgeworden. Aber jetzt langt noch fremdes an, das von dem nördlicher gelegnen Grönland stammt, das sogenannte Treibeis. Eine Meeresströmung führt es herbei. Es besteht aus kleinen und großen Eisschollen, ja aus Eisbergen von erschreckendem Umfang und bedrohlicher Höhe. In einem unübersehbaren, nicht endenwollenden Zuge, oft mehrere Meilen breit, kommt es angeschwommen und wird vom Winde, je nachdem seine Richtung, bald dahin, bald dorthin getrieben. Nicht jedes Jahr, aber doch manchmal geschieht es, daß ein starker Nordwind dieses Treibeis zwischen die Inseln, ja bis in die Buchten hineinführt, die eben erst von ihrem eignen Wintereis befreit worden sind. Die Bucht von Okak war in einem Sommer wochenlang so von dieser grönländischen Sendung angefüllt, daß kein Boot sie befahren konnte. Meist zieht das Treibeis indes draußen in der offnen See seine Straße. Man sieht es vom Land aus in der Ferne, aber die Bewohner bleiben unbehelligt davon. Doch um so beschwerlicher und gefährlicher ist dann die Lage, in welche das von Europa kommende Missionsschiff gerät; der breite Eisgürtel längs der ganzen Küste läßt es oft tagelang nicht an das ersehnte Ziel herankommen, und die Eisberge möchten es am liebsten zerquetschen.

Hat das Treibeis endlich auf seiner Reise nach Süden sich im Ozean verloren, wo es wieder das wird, was es einst gewesen, so kommt, wenn schon mit Unterbrechungen, auch in Labrador etwas zustande, das wirklich den Namen Sommer verdient, warme, ja gradezu heiße Tage. Selbst das Termometer in Rama, der zweitnördlichsten Missionsstation des Landes, zeigte in einigen wenigen Tagen 35½ Grad R. Wärme in der Sonne. Und was es von Pflanzenwelt gibt, im Süden Nadelwald, weiter nördlich niedriges Weidengestrüpp, das am Boden hinkriecht, aber auch reizende Moose, wunderbar bunte, farbenglühende Blümchen, wie man sie sonst nirgends findet, und das Kraut verschiedner Waldbeeren — das hat schon Ende Juni angefangen zu treiben und entwickelt sich mit einer Schnelligkeit, von der wir hier im deutschen Vaterlande keine Ahnung haben. Schon Mitte August sind die Waldbeeren reif zum Pflücken. Es macht den Eindruck, als ob der Sommer wüßte, daß ihm nur eine sehr kurze Frist zugemessen ist, in der er sich sputen und sein Werk so rasch wie möglich verrichten muß. In Wirklichkeit hat diese beschleunigte Entwickelung des Pflanzenwuchses aber darin ihren Grund, daß zu dieser Jahreszeit unter jenem nördlichen Himmelsstrich die Tage sehr lang und die Nächte verschwindend kurz sind, so daß die Sonne tüchtige Tagewerke verrichten kann.



Garten unsrer Missionare in Nain in Labrador.

Verkümmert wird indes diese bescheidne Sommerherrlichkeit durch zwei Umstände. An wirklich warmen, sonnigen Tagen tummeln sich solche Schwärme von Moskiten in der Luft, daß die Menschen, von den Bissen dieser Tiere zerstochen, blutend ja in gelinde Raserei versetzt, sehr bald aus dem Freien in ihre schützenden Wohnungen eilen. Weiße, nicht blos Frauen, sondern auch Männer pflegen darum an solchen Tagen nicht ohne Schleier auszugehen, deren Enden sie unter dem Hinterkopf zusammenknüpfen, obwohl diese Verschleierung grade bei der Wärme

auch nichts weniger als angenehm ist. — Der andre Uebelstand besteht darin, daß solche warme, sonnige Tage selten sich in längerer, ununterbrochner Reihenfolge an einander schließen und überhaupt wenig zahlreich sind. Immer wieder werden sie von Sturm, Kälte, Regen, ja selbst Schnee abgelöst. Es gehört zur Ausnahme, wenn in Labrador das ganze Jahr hindurch nicht in jedem Monat, auch in den Sommermonaten, Schnee fällt. Er mag ja während der milderen Jahreszeit bald wieder wegtauen oder nur auf den Bergen und nicht an der Küste sich niederlassen, aber er bleibt eben doch nicht ganz aus. Und ebenso wenig bleiben die Nachtfröste aus. Auch während der Sommermonate müssen die Missionare Abend für Abend die Gemüsebeete in ihren Gärten, auf denen sie Kartoffeln, weiße und gelbe Rüben, Salat und Radieschen ziehen, mit alten Segeltüchern zudecken, die über Gestelle aus Faßreifen gebreitet werden, um sie vor dem Erfrieren zu schützen.

Nicht wahr, einen solchen unwirtlichen Sommer beleidigt man nicht, wenn man ihn einen grünen Winter nennt? Nun wollen wir aber noch von dem eigentlichen dem weißen Winter sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Zahnziehen auf der Mission.

Ist das nicht ein drolliges Bild? Der arme Schwarze dort — wir sind in Rungwe in Deutsch-Ostafrika — ist unter der Zange des Missionars! Und doch, er wird dankbar sein, daß er nun bald von seinen entsetzlichen Zahnschmerzen befreit sein soll. Nur ein Augenblick noch, ein Schrei des Schmerzes, — grade noch kann der kleine Zickmantel, der sich vor der Zange so fürchtete, als ob sie ihm selbst angelegt werden sollte, Reißaus nehmen, und sein Schwesterchen kann sich grade noch die Augen zuhalten, um das Entsetzliche nicht mit anschauen zu müssen, — da ist auch schon der böse Ruck geschehen und der Störenfried aus dem großen schwarzen Munde entfernt. Der Missionar, Br. Böhme, hat wieder eine seiner glücklichen Kuren hinter sich und freut sich, der leidenden schwarzen Menschheit einen Dienst erwiesen zu haben. Br. Zickmantel aber schmaucht sein Pfeifchen, als wenn nichts gewesen wäre. Ja, in der Tat, es ist nichts Ungewöhnliches, daß unsere Missionare auch auf diese Art an den Eingeborenen Liebe üben. Sie tun es auf allen Missionsgebieten. Br. Großmann in Moskito, Br. Hettasch in Labrador, Br. Liebich in Südafrika und viele, viele andere ziehen Zähne, ja sie heilen Wunden, renken Arme und Beine ein und Gott legt seinen Segen auch auf diesen Missionsdienst.

Die Zahlen der Eskimo.

Man zählt im Eskimoischen nicht wie bei uns von 1 bis 10, sondern nur von 1 bis 5, d. h. bis die Finger einer Hand zu Ende sind; dann fängt man mit denselben Zahlwörtern an der anderen Hand an; weiter aber zählt man an den Füßen. Mit anderen Worten, man zählt erst die Finger und dann die Zehen. Sind alle Finger und Zehen zusammengezählt, dann ist „ein Mensch zu Ende" (Inugknavlugo), und man fängt dann den „zweiten Menschen" an, um, wenn auch dieser zu Ende ist, mit einem dritten zu beginnen.



Zahnziehen in Rungwe (Deutsch-Ostafrika). Br. Böhme an der Arbeit.

Biblische Preisfragen.

Der Hermannsburger Kalender stellt folgende bibl. Preisfragen, deren Lösung bis zum 1. März 1908 an die Missionshandlung zu Hermannsburg eingesandt sein müssen, wenn der Einsender bei einer Verlosung von 10 Büchern berücksichtigt werden will:

1. Wo in der Bibel finden wir das jüdische Sprichwort: „Laß keinen Blinden und Lahmen ins Haus kommen?" —

2. Nenne aus der Geschichte der Stadt Jaffa (Japha, Joppe) nebst den Stellen der heiligen Schrift folgendes: a) etwas, das mit dem Könige Salomo in Verbindung stand; b) etwas, das mit einem Propheten, c) etwas, das mit einer Jüngerin des Herrn, d) etwas, was mit einem Apostel des Herrn zusammenhing.

3. Wer ist der Heide, der mit stolzem Hohn sich ärgert über einen Stock? Wo lesen wir von ihm? —

4. Wo lehrt die Bibel, daß die christliche Liebe die höchste Tugend ist?

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Port extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 2. Februar 1908. 9. Jahrgang.

Winter in Labrador.

2. Der weiße Winter.

(Fortsetzung.)

Da segelt Br. Stecker am 14. September des einen Jahres von der Missionsstation Rama nach dem südlicher gelegenen Okak. Am Morgen vor der Abfahrt bemerkt er noch, daß das Gras weiß von Reif, daß Bäche, Teiche und Quellen bereits von einer dünnen Eisschicht bedeckt und die um die Bucht von Rama gelagerten hohen Berge in ein neues Schneekleid gehüllt sind. Von der See aus sieht man dann zwischen dem Raumajat-Gebirge und Kap Muyford ein dichtes Schneegestöber toben. In Okak, wo der Missionar vom 17. September bis 4. Oktober weilte, herrschte zuerst noch einige Tage mildere Witterung, dann folgte starker Regen und zuletzt Schnee, der 4 Zoll hoch den Boden bedeckte.

Während der ersten Hälfte Oktober stellen sich indes häufig noch schöne, klare und ziemlich warme Tage ein, welche kleine Ausflüge besonders begünstigen. Dazu lockt nicht bloß der Sonnenschein und die Durchsichtigkeit der Luft, sondern auch der Umstand, daß der bei Nacht eintretende Frost alle Sümpfe, feuchten Stellen und Teiche bereits mit einer Eisdecke überzogen hat, fest und stark genug, um den Wanderer zu tragen. Die zweite Hälfte Oktober legt dann auch Bächen und Flüßchen wieder die eisigen Fesseln an, und wenn auch das Thermometer wieder auf Null steigt, so kommt es doch zu eigentlichem Tauwetter nicht mehr, ja man erlebt jetzt bereits öfters eine Kälte bis zu —18 Grad R., und an Schnee mangelt es nicht.

Mit Anfang November beginnen die 5, 10—15 Stunden weit ins Land einschneidenden Meeresbuchten zuzufrieren, wenigstens an ihren inneren Ausläufern. Da ergreift den Eskimo Unruhe und Aufregung. Im November bis in den Dezember hinein kommt nämlich von Norden her eine besondere Art von Seehunden, die Zugseehunde. In der offenen See kann man ihnen um diese Zeit nicht nachstellen, weil es zu stürmisch ist. Aber die Tiere sind so freundlich, auf ihrer Fahrt nach Süden auch zwischen den dem Lande vorgelagerten Inseln und in den Buchten zu erscheinen, wo sie mit Netzen gefangen oder mit Flintenschüssen vom Kajak aus erlegt werden. Tritt nun etwa anhaltender Westwind auf, der Kälte mit sich bringt, so frieren die Buchten so rasch zu, daß der Eskimo von dieser Beute abgeschnitten wird, die einen Hauptbestandteil seiner Nahrung in den folgenden Monaten bilden soll. Dann müssen die armen Eingebornen darben, denen der Hunger ebenso weh tut, wie uns. Das Jahr 1816, obwohl es in der Zeit weit zurückliegt, war in dieser Beziehung ein ganz ungewöhnlich hartes und entbehrungreiches, dessen Gedächtnis noch heute nicht völlig erloschen ist; denn früher als je, d. h. mit dem 31. Oktober hatte der Frost die Brunnen der Tiefe verriegelt, und keinen Fisch, keinen Seehund mehr konnte der hungernde

Eskimo für sich und die Seinen heraufholen. — Ostwind dagegen ist zu dieser Jahreszeit hochwillkommen; denn er führt der Küste und den Buchten wärmeres Wasser aus der See zu, welches das Zufrieren verhindert, so daß der Eingeborne unbehindert dem Fang der Zugseehunde obliegen kann. Eine eigentümliche Erscheinung ebenfalls zu dieser Zeit des Jahres hängt auch mit der Wärme des Meereswassers zusammen. Die See raucht oder dampft, indem sie die Wärme ihrer Fluten in die kältere Luft ausstrahlt. Es ist die gleiche Wahrnehmung, die man verstärkt, wenn auch ganz im Kleinen, machen kann an einem Teller heißer Suppe, den man offen in ein kühles Zimmer setzt.

Von Anfang oder Mitte Dezember bis Ende März, Mitte April währt die kälteste Zeit des ganzen Jahres. Das Meer an der Küste friert 3, 4 ja selbst bis 8 Stunden weit seewärts zu, die Entfernung vom Festland aus berechnet. Das Thermometer zeigt eine Kälte von 15, 20, 34 und mehr Grad R., und das nicht etwa bloß während der Nacht oder an einzelnen Tagen, sondern anhaltend und dauernd. Wohl gibt es Winter, in denen diese Zwingherrschaft durch ein rasch vorübergehendes Tauwetter unterbrochen wird; doch das geschieht sehr selten. Jene starke Kälte ist indes noch ganz gut zu ertragen, so lange Windstille herrscht. Was sie aber gerade zu furchtbar macht, ist der Umstand, daß sie meist im Bunde mit Wind, mit Schneestürmen von unbeschreiblicher Heftigkeit auftritt. Da dringt der Frost und feine Schnee so durch Doppelfenster und Türritzen, durch die Wände und Kleider, daß man sich trotz des nie erlöschenden Ofenfeuers, selbst in der geschütztesten Stube nicht zu erwärmen, ja kaum vor dem Erfrieren zu schützen vermag.

Von Mitte April bis etwa Mitte Mai wechseln Schneefälle mit Tauwetter, nur daß letzteres je länger hin desto siegreicher die Oberhand behält.

Damit haben wir in Betrachtung der Witterung und des Klimas in Labrador die Runde durch das ganze Jahr gemacht. Natürlich handelt es sich dabei nur um allgemeine, durchschnittliche Angaben, welche Ausnahmen im Einzelnen nicht ausschließen. Denn im letzten Grunde trägt dort wie bei uns zu Lande die Witterung eines jeden Jahres ihren besonderen Karakter. Soviel wird aber auch aus diesen Mitteilungen hervorgehen, daß die Missionare neben andern Lasten auch die auf sich nehmen, aus Liebe zu den Eskimo in dem ärmlichen, unwirtlichen, und unfreundlich rauhen Lande der Eskimo ihr Leben zu verbringen, was nicht angenehm und für ihre eigne Gesundheit, namentlich aber für die Zartheit ihrer Kinder keineswegs zuträglich ist.

(Schluß folgt.)



Eine Labradorstation im Winter.

Wie wir unsern Fritz zur Eisenbahnstation brachten.

Eine Ochsenwagenreise im Kaffernlande.

Von Schw. Sarah Clemens geb. Weiz in Baziya.

1. Vorbereitungen zur Reise.

Unser Fritz war 7 Jahr alt, und da Geschwister Steinmann von Mvenyane zur Erholung nach Deutschland reisten, so war Gelegenheit, ihn zur Erziehung in die deutsche Heimat zu senden. Er sollte darum, so schwer es uns auch wurde, uns von ihm zu trennen, mit diesen Geschwistern reisen. Auf unsrer nächsten Bahnstation Ugie wollten ihn Geschwister Steinmann in ihre Obhut nehmen. Wie weit aber ist unsre nächste Bahnstation von unserem Wohnsitz Baziya entfernt? Mit Karre, dem zweirädrigen Wagen und Pferden kann man Ugie in einem Tag erreichen. Denkt euch das ist unsre nächste Bahnstation! Wie bequem habt ihr es bis zur Bahn? — Dazu kommt noch eins: dieses Jahr hatte es ungewöhnlich viel geregnet, sodaß alle Straßen und Wege sehr ausgewaschen und sumpfig waren. Aber auch nach Ugie waren die Wege sehr schlecht. Dann war es zu gefährlich mit Karre und Pferde zu fahren. Also blieb nur der Ochsenwagen als einzige Reisegelegenheit übrig. „Und eine Ochsenwagenfahrt ist ein Vergnügen eigner Art." Auch diese Zeilen werden euch

davon erzählen. Da es auf unsrer Station keinen der Mission gehörigen Ochsenwagen gibt, so mußten wir einen solchen borgen. Ein befreundeter Kaufmann war bereit dies zu tun. Es war ein neuer Wagen. So hätten wir den Wagen.

Nun die Ochsen! Da kein großer Wagen hier auf der Station sich befindet, so haben wir natürlich auch nur 6 Ochsen. Diese können gut ziehen, aber doch nur einen kleinen Wagen, die Scotch=Cart, sprich: Skotsch cart. Das ist ein zweirädricher offener Wagen für Lastfuhren. Nun galt es also, sich noch 8 andere Ochsen dazu zu borgen.

Auch das wurde glücklich erledigt. Weiter mußten zwei alte Obstbäume gekappt werden, um Joch=Scheite in genügender Anzahl herzustellen. Unser Viehhirte fabrizierte mit meinem Mann 20 solcher Scheite aus den Bäumen, als Reserve=Scheite. Wie stolz waren wir auf die schönen neuen Scheite!

Damit war wieder ein nötiges Stück der Vorbereitung auf die Reise erledigt. Ich sorgte unterdessen für genügende Kost, (Proviant, Lebensmittel) für uns und die Leute unterwegs. Mais wurde gestampft, tüchtig Brot gebacken, Kaffee gemahlen, frische Maiskolben gekauft. Letztere werden unterwegs in der Asche geröstet.

Donnerstag, den 25. Mai wollten wir die Reise antreten. Also mußten wir Mittwoch alles in den Wagen einpacken, damit es Donnerstag zeitig fortgehen konnte. Aber an diesem Mittwoch regnet es und regnet und regnet! Was nun tun? Sollten wir die ganze Reise aufgeben? Das hieße unsern Jungen ein Jahr später nach Deutschland schicken.

Sollten wir morgen fahren? Da konnte es noch weiter regnen, und Flüsse und Wege noch schwerer passierbar sein! Das Beste, was wir tun konnten, war alles dem lieben Gott zu befehlen. Und das machte uns auch innerlich so mutig und getrost. Denn wir wußten es ganz genau, daß uns der liebe Gott schon zeigen würde, was wir morgen tun sollten. Regnete es morgen, nun dann sollten wir unseren Fritz noch ein Jahr länger bei uns behalten dürfen. Regnete es nicht, so galt es, so zeitig, wie möglich fortzukommen. Jedenfalls mußten wir heute packen, ein rechtes Glaubens=Packen!

Und Donnerstag früh, da war es wunderschön klar! Nun also schnell fort von zu Hause, damit wir heute so weit wie möglich kommen.

2. Die Reise.

Wer es nicht selbst mit erlebt hat, kann sich keinen Begriff machen, wieviel Zeit nötig ist, um 14 Ochsen glücklich vor den Wagen zu bringen. Die Kaffern denken nicht: „Zeit ist Geld", sondern „was heute nicht wird, wird morgen. Viel „Geduld" kann man also schon vor der Reise verbrauchen! Noch mehr aber muß man davon mitnehmen. Am Donnerstag=Morgen ging Anspannen und Einpacken noch verhältnismäßig schnell. Bald fuhren wir alle mit unserm Fritz. Wer sind wir alle? Mein Mann, Dora und Trudy, unsere beiden Mädelchen, ich und und unsere Dienstmädchen. Außerdem fuhr noch Frieda Zimmermann mit uns, wieder zurück nach Clarkson zu ihren Eltern, die auch Missionare sind. Im Vorbeifahren bei der Schule nahm Fritz nochmals Abschied vom Hauptlehrer, bekam noch 2 Mk. von ihm zum Abschied, was ihn natürlich sehr freute.

Bald war der erste Fluß, die Baziya, zu passieren.

(Fortsetzung folgt.)

Wer sammelt Briefmarken für die Mission?

Wer hätte nicht seine Freude am Sammeln? Zumal in jungen Jahren. Da geht man auf die Jagd nach Schmetterlingen und Raupen, Pflanzen und Steinen und sammelt sich so einen ersten Besitz. Daran lernt man die Natur und alles, was sie dem Menschen an Schönem bietet, schätzen und verstehen. Andere wieder schauen nach Stempeln und Wappen, viele auch nach Ansichtspostkarten aus. Und manche Knaben und Mädchen haben Briefmarkensammlungen angelegt. Auch diese bereichern den Weisheitsschatz eines jugendlichen Kopfes. In die Länder= und Völkerkunde führt uns kaum eine andere Lieblingsbeschäftigung in dem Grade ein, wie das Markensammeln. Darum sammelt nur weiter, all ihr Leser und Leserinnen! — Nun aber eine Bitte: Habt ihr einmal viele Marken in doppelten und dreifachen Exemplaren in eurem Besitz, dann tut diese in einen Briefumschlag und schreibt auf diesen: „Für die Mission". Und ist dann dieser Umschlag recht schön dick angeschwollen, dann bittet eure Eltern oder Lehrer und Lehrerinnen, daß sie ihm auf den Weg nach Herrnhut verhelfen, daß sie diesen dicken Brief, der meist nur 3 Pfennig Porto kostet, an die Adresse: Herrn J. Schurter, Herrnhut i. Sa. senden. Hier in Herrnhut werden diese Marken für die Mission verkauft. Ein solcher Verkauf besteht in Herrnhut schon seit 10 Jahren und bringt jährlich 3—400 Mk. ein! Daraus seht ihr, daß es schon eine ganze Anzahl alter und junger Freunde gibt, die ausländische Marken hierher schicken. Trotzdem aber sind solcher Freunde noch lange nicht genug; denn es müssen in Herrnhut jährlich noch für mehrere Hundert Mark Briefmarken angekauft werden, um der Nachfrage genügen zu können. Das sollte aber doch nicht nötig sein, daß man hier Marken kaufen müßte, um sie wieder zu verkaufen. Es gibt ja doch so viele, viele Briefmarken, die weggeworfen werden. Würden alle gesammelt und an Herrn J. Schurter in Herrnhut geschickt, dann könnte dieser alle Käufer befriedigen, und es würde durch den Verkauf eine weit größere Summe als bisher für die Mission erzielt werden. Und darum bitte ich schließlich garnicht nur die, welche Markensammler sind, daß sie auch an die Mission denken und Marken, welche sie entbehren können, für die Mission geben, sondern



Kirche und Schule in Baziya, Kaffernland.

ich bitte alle Kinder, Knaben und Mädchen: Fragt einmal Vater oder Mutter, Lehrer oder Lehrerin, Freund und Freundin, Onkels und Tanten, ob sie nicht vielleicht Briefumschläge mit ausländischen Briefmarken besitzen, aber entbehren und euch daher geben wollten, damit ihr die Marken ausschneiden, dann sammeln, und an Herrn J. Schurter in Herrnhut schicken könntet. Wie schon eine Anzahl Kinder Staniol für die Mission sammelt, so laßt euch bitten: Sammelt auch Briefmarken für die Mission. Gewöhnliche deutsche Briefmarken zu sammeln und zu senden, das lohnt sich nicht sehr. Von den deutschen kommen nur die Marken mit höheren Werten, von 25 Pfennig an aufwärts, in Betracht. Aber alte deutsche Marken, besonders von den Kleinstaaten, sind sehr gesucht. Was gegenwärtig am meisten begehrt wird, das sind deutsche und englische Kolonialmarken, sowie die neuen österreichischen Jubiläumsmarken und die jüngst ausgegebenen Schweizer Marken. Die letzteren alle sind nicht schwer zu sammeln. Unser Blatt hat doch Leser in den verschiedensten Ländern; wenn diese alle selbst eine Sammeltätigkeit beginnen würden und auch noch andere Freunde zum Sammeln ermuntern wollten, dann ergibt das eine große Schaar fleißiger Mitarbeiter für die Mission, und der liebe Gott würde die Mühe der lieben Sammler nicht unbelohnt lassen. Also seid gebeten: Geht frisch ans Werk! Und schickt dann, was ihr gesammelt habt, an Herrn J. Schurter in Herrnhut oder, wenn ihr in Orten in der Nähe einer Brüdergemeine wohnt, so gebt die Marken an eine der folgenden Sammelstellen ab:

in Königsfeld bei Br. Stamm,
in Neuwied bei Br. H. Groche,
in Kleinwelka im Laden des H. Kunz,
in Niesky bei Br. A. Herzog,
in Gnadenberg beim Tischler Br. Kühn,
in Gnadenfrei bei Br. Kuschnig, Lehrer,
in Gnadenfeld bei Br. A. Finger,
in Herrnhut im Museum; bei Br. P. Weiler, oder Br. J. Schurter, Diasporahaus.

Allen lieben, jungen Freunden einen Dank im voraus!

Rätsel.

Es war ein heil'ger Kampf bei Nacht,
Den einst ein Pilger mußt bestehn.
Ihm hat er Segen eingebracht,
Und göttlich Heil ist ihm geschehen.
Von seinem Namen tausch sofort
Das fünfte Zeichen mit dem dritten,
So bist du an dem kühlen Ort,
Wo unsre beiden Helden stritten.

E. Th. D.

Quittung.

Mk. 7.— aus dem Neger von Gesch. Schaberg's Kindern, Dresden. Mk. 10.— von den Kindern des Herrn Kreisdirektors Freiherrn v. d. Goltz, Zabern, durch Br. Ernst Reichel, Berthelsdorf.

Mk. 31. 79 gesammelt in der Mädchenschule zu Neusalz a. O. durch Schw. A. Theile, das. empfangen zu haben bescheinigt mit herzlichem Dank **Missionsverwaltung, Herrnhut.**

Stanniol

ist wieder eingegangen von Hans von Speßhardt, Lotte Daewerit, Dresden, von Kindern in Rixdorf gesammelt, wofür herzlich dankt **Missionsbuchhandlung, Herrnhut.**

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Port extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 3. März 1908. 9. Jahrgang.

Wie wir unsern Fritz zur Eisenbahnstation brachten.

Eine Ochsenwagenreise im Kaffernlande.
Von Schw. Sarah Clemens geb. Weiz in Baziya.
Schluß.

2. Die Reise bis Xentu.

Eben hatten wir glücklich den Fluß Baziya passiert, als die Kette riß, welche die einzelnen Joche der Ochsen zusammen hält! Glücklicher Weise rutschte unser Wagen infolge dieses Ruckes nicht wieder zurück in den Fluß. Er hatte nämlich eine besonders gute Hemm-Vorrichtung und konnte sofort zum Stehen gebracht werden. Aber Aufenthalt gab es natürlich, bis glücklich Vorder- und Hinter-Ochsen wieder zusammen verbunden waren und wir weiter konnten. Aber nur wenige Schritte dauerte die Freude des Fahrens, da saßen die Ochsen im Sumpf fest! Das Ufer steigt nämlich ziemlich steil in die Höhe. Außerdem waren die Ochsen ja von verschiedenen Besitzern zusammengeborgt, also nicht zusammen eingefahren. So versagten sie. Wir stiegen alle aus und erklommen die Höhe zu Fuß. Durch vieles Peitschen kamen endlich auch die Ochsen mit dem Wagen hinauf. Schon hier wie später merkten wir, daß es eben den Kaffern sehr schwer wird, ihre geliebten Ochsen zu schlagen.

Ihr werdet denken: „Nun, das ist doch nur recht, wenn sie die Tiere gut behandeln und nicht roh mit ihnen umgehen.“ Da bin ich ganz Eurer Meinung, man soll nicht unnötig ein Tier schlagen. Aber seine Pflicht muß auch das Tier tun; wie ist's denn unter Menschen, wenn eins nicht seine Pflicht tut? Das wißt ihr gewiß. Und leider ist's wahr, daß Ochsen eigentlich nur ziehen, wenn sie durch die Peitsche getrieben werden.

Außer der „Baziya“ hatten wir bis Ugie noch 8—10 größere oder kleinere Flüsse zu passieren. Das war eine schöne Aussicht! Eine Stunde waren wir glücklich gefahren. Sehr erleichtert waren wir, als wir einen recht schlechten Fluß-Übergang glücklich hinter uns hatten! Da steht mit einem Mal der Wagen still. Was ist denn los? Wir sitzen im Sumpf fest, aber gründlich fest. Wieder gilt's auszusteigen. Da sehen wir, daß auf der einen Wagen-Seite Vorder- und Hinter-Rad bis über die Achsen im Sumpf stecken! Der Sumpf wird ausgeschaufelt, doch das hilft gar nichts, da er grundlos ist. Also gilt's Steine unter die Räder zu bringen. Mannstief unter dem Wagen werden sie hineingesenkt in den Sumpf! Immer wieder wird dazwischen probiert, den Wagen herauszuziehen. Unsere schönen, neuen Jochscheite brechen dabei fast alle! Rote d. h. heidnische Kaffern kamen auch an unserer Unglücksstätte vorbei. Ehe die eine Hand rührten, mußte ihnen erst eine ordentliche Belohnung versprochen werden! Dann arbeiteten sie aber auch gut mit. Wir hatten zu einem Kaufmann geschickt und um Hilfs-Ochsen gebeten. Nach drei Stunden Festsitzens wurde endlich unser Wagen wieder flott, gezogen von 20 Ochsen!

Wir wußten, daß uns nicht nur menschliche Hilfe hier heraus gebracht hatte, sondern eine höhere Hand! Wir konnten nicht viel mit helfen, um den Wagen flott zu machen. Aber eins konnten wir tun, und das taten wir auch. Aus dem Maisfeld, in dem wir wartend saßen, ist mancher Gebetsseufzer aufgestiegen!

3. In Xentu, wo Elias wohnt.

Unser erster Rast-Platz sollte Xentu, unsere kleine Außengemeine, sein. Wer Xentu nicht kennt und doch gern von unserm Evangelisten „Elias Mzuku" etwas wissen möchte, dem empfehle ich den Traktat „Am Xentu" (Preis 60 Pfg.) zum Lesen.

Statt um 12 Uhr kamen wir um 3 Uhr in Xentu an. Unser Mädchen hatten wir von dem unfreiwilligen Halteplatz aus zu Fuß nach Xentu geschickt. Sie sollte uns sechs andere Ochsen bestellen. Die vom Kaufmann geborgten sechs hatten wir bald zurückgeschickt. In Xentu machten wir nur etwas „Kaffee-Rast". In einer Stunde sollte es weiter gehen. Verschiedne Xentuer kamen uns grüßen. Nur Elias nicht, wunderbar! Das sah ihm gar nicht ähnlich! Wir fahren auch wieder fort, ohne ihn gesehen zu haben. Mit einem Mal taucht ein Reiter auf. Es ist Elias. Er hatte sich schnell sein Pferd vom Weideplatz holen lassen. Da die Pferde oft in großer Entfernung weiden, braucht man viel Zeit, um sie zu holen. Nun gab es große Freude bei Elias und uns! Er wollte mit reiten, um uns bei einem besonders schlechten Fluß-Übergang, über die „Myolo", zu helfen. War das fein! Als wir die „Myolo" glücklich passiert hatten, schied er von uns, doch nicht ohne unserm Fritz als Abschiedsgruß noch 50 Pfennig in die Hand zu drücken.

4. Im Schutz der Engel.

Um 4 Uhr waren wir von Xentu abgefahren und mußten noch bis zu einem Kaufmann Herrn Witmore „entabeni" (wie die Kaffern sagen) „auf dem Berg" kommen. Dann hatten wir die Hälfte des Weges nach Ugie hinter uns! Das waren noch vier Stunden Fahrt. Mit meinem Mann war ich im September dort geritten, wir kannten also den Weg. Wunderschön war es damals, in die majestätische Gebirgswelt hineinzureiten. Wie eine Märchenwelt lagen die mit Urwald bedeckten Bergabhänge vor uns. Ganz dazu passend die beiden kolossalen Steine an einer Stelle des Weges — eine Art erratische Blöcke — von den Kaffern „Ilitye lomtwayi" Stein des Buschmanns, der Ureinwohner, genannt! Auf dem Rückweg konnten wir das alles wieder bewundern. Jetzt waren wir froh, daß es dunkler wurde und wir nicht alle die schrecklichen Stellen sahen, durch die wir mußten! Als wir gegen 8 Uhr in der Nähe von Herrn Witmores Wohnsitz ausspannten, wußten wir, daß Gottes Engel uns auf diesen Wegen behütet hatten!

5. Die Nacht in und unter dem Wagen.

Da es schon spät war, konnten wir nicht mehr viel kochen. Und doch hatten die Leute tüchtig gearbeitet, hatten also auch tüchtig Hunger! Daher schnell Reis und Wasser aufs Feuer gesetzt für die Leute; dazu Brot und Kaffee, was sie beides sehr schätzen, da sie es sich zu Hause selten leisten. Wir essen in der „Kochkiste" von zu Hause her noch warm erhaltene Hühnerbrühe, Brot und Kaffee.

Aber warum habt Ihr nicht bei Herrn Witmore um Unterkunft und Abendbrot gebeten? so fragt ihr vielleicht. Gastfreundschaft wird in Afrika reichlich geübt; auch Herr Witmore hätte uns gern in seiner Junggesellen-Wohnung aufgenommen. Aber wir wollten um 4 Uhr früh weiterfahren, und das kann man nicht gut, wenn man zu Gaste ist.

Nach Abendbrot und Abendsegen „schachteln" wir uns im Hinterraum des Wagens auf unsern Betten so gut es geht ein. Vier Kinder und zwei Erwachsene! Trotz der Kälte draußen haben wir nicht gefroren, denn wir lagen wie die Heringe! Kaum waren wir übrigens in unserer „Schlafstube", als wir auf unserer Wagenplane hörten: Trip, trip, trip! Das war Regen! Schöne Aussicht für den nächsten Tag! — Vorn auf dem Gepäck schliefen unsere Mädchen und unter dem Wagen Leiter und Treiber. Die Armen da unten bei kaltem Wind und Regen! Ich konnte lange nicht einschlafen und hörte ihr Geschwätz, da sie wohl keinen trockenen, windgeschützten Platz finden konnten. Doch sie klagten nicht, nur von Zeit zu Zeit fragte einer: „Was sagst Du? Was ist das?" — Ich suchte noch nach einer Decke für sie, die sie sehr gern annahmen. Übrigens hatten wir nicht zwei Leute zum Leiten und Treiben wie üblich, sondern drei. Wie kam das?

6. Der treue Paul.

Unser Viehhirte ließ es sich nicht nehmen, uns wenigstens glücklich durch den Baziya-Fluß zu bringen. Ohne Mütze lief er mit! Ein herrliches Bild der Treue und Liebe, der alte, graubärtige Mann vor unserm Wagen! Es ist der „Paul", der auch Br. Buchner auf seinen Reisen so treulich als Wagen-Leiter geführt. Da wir nun gleich bei der Baziya Unglück hatten, wollte er uns noch weiter begleiten. Als er aber immer weiter mit ging, baten wir ihn, daß er ganz mit gehen möchte. Uns war ja klar geworden, daß die Wege sehr schlecht waren und daß darum drei Leute am Wagen zu tun hatten, einer an der Bremse, der andere als Leiter, der dritte als Treiber. Außerdem hörten wir, daß die beiden andern den Weg nach Ugie nicht kannten. Zu verfehlen war der Weg nicht, da es nur wenige Wege gibt, aber bei Fluß-Übergängen ist man froh, wenn jemand mit dem Wege genau bekannt ist. „Paul" kannte den Weg. „Paul" also war Leiter, „Saul" Treiber und „Henoch" Bremser und Treiber. Den nächsten Morgen regnete es noch! Also zeitig weiter fahren konnten wir nicht.



Xentu, Außenstation von Baziya im Kaffernlande.

Da hätten wir auch bei Witmore schlafen können. — Als wir um 6 Uhr die Leute fragten: „Wann fahren wir weiter?“ bekamen wir zur Antwort: „Der Regen hat uns belogen!“ d. h. dadurch wußten wir nicht, wie spät es ist. Da hört auf einmal der Regen auf und wir bekommen herrliches Reisewetter! Gott sei Dank!

7. Nach und in Ugie.

Nun wird angespannt und gefahren. Wie wir schon von Xentu aus bergan gefahren waren, so steigen wir heute wieder ein Stück. 2000 Fuß beträgt die Steigung von Xentu bis auf die Höhe. Schmal ist der Weg am Berg entlang. Zu beiden Seiten oben und unten sind steile Felswände. Aber schön, sehr schön ist diese Fahrt durch die Gebirgswelt! Auch an einem kleinen Urwald kommen wir vorbei, wo noch kein Mensch hineingegangen sein soll aus Furcht vor wilden Tieren. In die andern Urwald-Büsche gehen Leute, um Gelbholz zu sägen und nach Buschböcken (eine Art Gazellen) zu jagen. Gegen 11 Uhr machen wir Frühstücks-Rast und dann geht es ohne Aufenthalt bis Ugie. — Sehr eintönig ist nun der Weg, bergauf, bergab geht es durch Grasstrecken dahin. Die einzige, wenig angenehme Abwechselung ist das mühsame Passieren von Sümpfen und das Überschreiten der Flüsse.

Wie froh und dankbar waren wir, als wir um 6 Uhr in Ugie anlangten! Ob wir wohl noch Platz im Hotel finden würden? Wir hatten uns zwar angemeldet, aber unterwegs gehört, daß Sonnabend und Sonntag große Tage für die Buren der Umgegend seien. Ein neuer Pastor wurde in Ugie eingeführt. Auch fand zugleich „Nachtmahl“ d. h. Abendmahl statt. — Da wir nicht gern nochmals wie die Heringe gedrängt schlafen wollten, so waren wir sehr froh, als wir hörten, ein Zimmer sei für uns reserviert. Wie wohl tat es, sich wieder sauber waschen zu können! Wie herrlich, wieder in einem Bett schlafen zu können! Auch unsere Kleinen, Dora und Trudy, waren glücklich, als sie den Wagen verlassen hatten. Jedenfalls rollten sie sich auf den Betten, die wir auf der Diele für sie ausgebreitet hatten, ausgelassen umher. — Sehr angenehm war auch, daß wir gerade noch zum guten Abendbrot zurecht kamen. Während wir Großen es uns gut schmecken ließen, staunte Dora die Herrlichkeiten des Speise-Saals an und vergaß darüber das Essen. Dann gingen wir uns nochmals nach den Leuten umsehen, ob sie auch gut versorgt waren mit Kost und allem Nötigen. Wir fanden auch sie sehr vergnügt, daß wir am Ziel waren.

8. Der schwerste Tag.

Fritz hatte sich am Abend noch den „gerösteten Mielis“ (Mais) ausgebeten. Und die Mutter gab ihn so gern! Ja ich bestellte ihm für den nächsten Morgen noch ein paar zum Mitnehmen auf die Eisenbahnfahrt. Es war ja doch der letzte, den er essen konnte. Und alle Kinder essen ihn so gern. Dann war man zur Ruhe gegangen.

Sonnabend, den 27. Mai brach der schwere Tag an, an dem es von unserm Fritz zu scheiden galt. Bald nach dem Frühstück fuhren wir mit dem Ochsen-Wagen an die Bahn. Fritz genoß seine letzte Ochsen-Wagenfahrt noch recht vergnügt! Viel Zeit blieb uns dort nicht mehr, denn bald lief der Zug ein, mit dem Geschw. Steinmanns kamen. Die hatten allerdings eine noch viel, viel schwerere Fahrt gehabt als wir. Schnell genug war die halbe Stunde Aufenthalt, den

sie dort hatten, verflogen, es galt nun wirklich Abschied nehmen! Auf wie lange Zeit!? Ob für immer? — —

Als sich der Zug in Bewegung setzte, schrie Dora sehr. Wir dachten, sie erschrecke vor der Lokomotive, da es die erste Eisenbahn war, die sie sah. Aber da weinte sie herzbrechend: „Fritz muß kommen!" „Dora will Fritz haben!" Da konnten wir dem eignen Schmerz nicht lang nachhängen, sondern mußten sie zu trösten suchen. Mit dem Hotel-Wagen fuhren wir von der Bahnstation nach Ugie hinein, ungefähr eine halbe Stunde Fahrt. Immer wieder rief Dora weinend nach Fritz! Da die Buren bei ihrer Kirche einen Bazar zu deren Besten veranstaltet hatten, gingen wir auch hin. Wir kauften Dora zum Trost ein paar, leider sehr teure, Weintrauben! Auch zwei Enten und einen türkischen Enterich erstanden wir mit mehr Glück als die Trauben. Das Geflügel war sehr billig. — Nun hatte Dora Zeitvertreib, vollends da Frau Francis, unsere Wirtin, uns sehr freundlich im Garten ein Plätzchen gab, wo wir das Geflügel anbinden konnten. Auch Wasser und Futter gab sie uns gleich. Und trotz dieser Ablenkung sagte Dora immer wieder: „Nun kommt bald der Fritz!"

Wir konnten den Sonnabend nicht mehr fort, da wir sonst den ganzen Sonntag hätten unterwegs sein müssen. So besuchten wir Sonntag vormittag noch einen Gottesdienst in der wesleyanischen Kapelle, unsere Leute gingen in eine Kirche für Farbige. Sonntag nachmittag aber fuhren wir ab und langten Dienstag mittag ohne Unfall und Schaden zu Hause an.



Kaffernkinder in der Turnschule.

Turnen und Reiten der Kaffernkinder.

Von dem Abschied des kleinen Fritz von seinen Eltern haben wir soeben gehört. Das war ein schmerzlicher Augenblick in seinem Leben. Nun ging es in die Schule nach Deutschland.

Mit diesem Abschied war zugleich die Trennung von seiner Heimat, dem schönen, sonnigen Afrika verbunden. Dort im freien Land der Kaffern, da lebt es sich schön. Ungebunden und ohne Zwang kann man als Kind das Leben genießen. Schule wird ja wohl auch gehalten. Aber ganz so viel wie die Kinder in Deutschland brauchen doch die schwarzen Buben und Mädchen nicht zu lernen. Eine Schulstunde, die ihnen besonders lustig ist, das ist das Turnen. Wie recken und strecken sich da die Kleinen wie die Großen. Der Lehrer steht ja auch selbst so stramm da, daß die Schüler garnicht anders können als ihm gleich tun. Und die Lehrerin paßt gut auf, daß keines nachlässig und träge wird.

Aber noch lustiger ist nach der Schule das Spielen. Von einem Vergnügen der Kaffernkinder erzählt Br. Ludw. Marx: Das Reiten nimmt unter den Vergnügen der Kafferjungen wohl die erste Stelle ein. Die kleinen Buben reiten versuchsweise auf Ziegen, Schafen oder wohl gar Schweinen. Aber diese Tiere werfen bald die ungewohnte Last ab. Dann werden die Kälber zum Reiten eifrig benutzt und von den etwa 10—16jährigen Burschen Wettrennen veranstaltet. Dabei werden die störrischen Kälber vor oder während des Reitens mit einem Stock tüchtig geprügelt, denn erst dann gehen sie in schnellem Trab oder Galopp über. Nur ein im Maul befestigter Riemen dient als Zaum. Das Reiten auf Pferden ist das ersehnte Ziel des Kafferjünglings. Ein eigenes gutes Pferd zu besitzen, ist sein Lieblingswunsch und auf demselben in schärfstem Trab oder Galopp durch Berge und Täler zu jagen sein größtes Vergnügen. Mag der schmale Reitweg sehr steil ansteigen oder steil abfallen und mit Geröll und Felsblöcken übersät sein, der kühne Reiter steigt nicht ab und sein geschicktes Pferd spottet all der Hindernisse und klettert schnell über sie hinauf oder herab. Selbst der Sattel ist dem Kafferknaben nur ein Luxusartikel. Er reitet und sitzt ebenso fest oder fester ohne Sattel und Steigbügel, an die er sich erst gewöhnen muß.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Port extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 4. April 1908. 9. Jahrgang.

Ostermorgen und Pfingstblasen.

1. Die Feier in der Osterfrühe.

Daß wir in den Brüdergemeinen diesseits und jenseits des Weltmeers die Karwoche und das Osterfest durch besonders eindrucksvolle Feiern auszeichnen, wißt ihr alle. Da lesen wir gemeinsam die ergreifende Geschichte vom Leidens- und Todesgang unsers Heilands und freuen uns am Ostermorgen schon in aller Frühe der siegreichen Auferstehung des Herrn.

Wer einmal eine solche Frühfeier am Ostertag in der Brüdergemeine mit begangen hat, vergißt sie nicht. Da begrüßen wir erst den Auferstandenen im Gotteshaus mit dem alten, siegesfrohem Gruße: „Der Herr ist auferstanden“, „Er ist wahrhaftig auferstanden.“ Dann ziehen wir hinaus, wo unsere Toten ruhen und getrösten uns über ihren Gräbern, daß ihnen und auch uns einst verheißen ist: „Es kommt die Stunde, in welcher alle, die in den Gräbern sind, werden seine Stimme hören und werden hervorgehen, die da Gutes getan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses getan haben, zur Auferstehung des Gerichts (Joh. 5, 29).“ „Es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft (1. Kor. 15, 43).“ Ob du nun auf dem stimmungsvollen Herrnhuter Hutberg stehst inmitten der Reihen ehrwürdiger Grabstätten all der Männer und Frauen, die in der Nähe oder Ferne ihrem Herrn gedient haben, oder ob du im kalten Norden oder in den Tropen bist, du kannst dich über den Gräbern der Eskimos und Neger, der Indianer und Kaffern der gleichen Hoffnung getrösten, so sie im Glauben entschlafen sind; denn unser Heiland hat am Grabe des Lazarus gesprochen: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer, (ob der Mensch nun weiß oder schwarz oder rot ist), wer an mich glaubt, wird leben, ob er gleich stürbe (Joh. 11, 25).“



Eskimo-Posaunenchor in Nain in Labrador am Pfingstmorgen.

Wie erhebt es das Herz über all den Jammer, den Tod und Grab in die Welt gebracht hat, wenn uns da auf dem stillen Friedhof, den wir so gern und so sinnig den „Acker Gottes“ nennen, diese Gottes-Worte mit all ihrem Trost zugerufen

werden, wenn dann die Gemeine in Gesängen ihrer Hoffnung Ausdruck gibt, wenn die Posaunen ertönen, um diese Siegesgewißheit des Ausblicks in die Zukunft zu bekräftigen und wenn etwa gar noch der Sonnenball mit seinem goldenen Licht über die Nacht und die Dämmerung emporsteigt und den Tag heraufführt und damit neues Leben bringt. Da fühlen wir uns unserm Gott und Heiland nähergerückt und danken ihm für all das bittere Leiden, das er um unserer Sünden willen erduldet hat, denn so allein konnte uns Leben und Seligkeit wiedergebracht werden.

Nicht wahr, wir wollen auch in diesem Jahre dankbar und fröhlich Ostern feiern und unsern Gott preisen mit dem Munde, aber auch mit einem neuen Wandel nach seinem Wort. Das gelte vor allem unsern lieben Konfirmanden, die wir hiermit zum Tage ihrer Einsegnung herzlich grüßen!

2. Pfingstmorgen im kalten Labrador.

Unsere Posaunenchöre begleiten uns am Ostermorgen im Zuge auf den Gottesacker und verstärken dort bei der Andacht den Gesang unserer Lieder. Ja sie ziehen bereits in aller Frühe durch die Straßen und rufen uns durch ihr Blasen von Chorälen auf, der festlichen Bedeutung des Tages eingedenk zu sein. Wo wir Bläserchöre haben, in aller Welt, da tun diese das Gleiche. So in Afrika, Amerika und selbst in Australien. Im kalten Labrador übt Schnee und Frost zur Osterzeit noch einen solchen kräftigen Einfluß aus, daß die Blasinstrumente nicht längere Zeit hinter einander im Freien zu brauchen sind. Wie lange es an der Labradorküste winterlich sein kann, geht aus einem Bericht vom letzten Jahre wieder deutlich hervor; da lag selbst auf der Station Hoffental, die im Süden gelegen ist, bis zum 18. Juni Schnee! Ja, wenn das möglich ist, dann werden wir verstehen, daß zu Ostern Posaunenchöre im Freien noch nicht viel ausführen können.

Statt dessen ist es in Labrador Sitte geworden, daß an anderen Kirchenfesten die Bläser in der Frühe des Tages ihre Weisen erschallen lassen. So zu Pfingsten; wo es ja doch gewöhnlich schneefrei ist. Unser Bild zeigt uns den Bläserchor der Eskimo auf der Station Nain, wie er vom Dach eines hochgelegenen Hauses aus in den Morgen hinein seine Pfingstlieder ertönen läßt. Da lauschen dann die Dorfbewohner andächtig den frohen Klängen und danken Gott für die Gabe seines Geistes. Möchten sie nur auch immer danach leben, wie es Gottes Wort und Gottes Geist fordert!

3. Das Gebet auf dem Kirchturm.

In diesem Zusammenhang erzählen wir nun noch eine Geschichte, die uns von der Station Hoffental und zwar aus dem Jahre 1862 berichtet wird. Da war das Eis Anfang Juni noch so fest, daß mehrere Gesellschaften zum Pfingstfest zu Schlitten ankommen konnten. Unter diesen befanden sich einige Bläser. Diese weckten am Morgen des ersten Feiertags die Bewohner des Orts mit ihren Posaunen. Dann aber bestiegen sie den Turm der neuen Kirche und bliesen auch von dort Choräle ins Land hinein. Da es das erste Mal war, daß dies auf dem neuen Kirchturm geschah, so war ihnen dies Blasen besonders wichtig. Sie knieten daher zusammen nieder, und einer, Daniel mit Namen, hielt ein langes Gebet und so laut, daß man es im Missionshaus Wort für Wort verstehen konnte. Er flehte herzlich um den heiligen Geist für sich und für die ganze Gemeine und er bat den Heiland, daß er ihnen allen ein neues Herz und ein neues Leben schenken möchte. Er möge ihnen ihre Sünden, besonders ihre Lügen, vergeben und durch die Predigten, die in diesem Gotteshause gehalten würden, ihre Herzen ändern. Ja er möge auch die Missionare reich segnen für ihre Mühe und ihre Liebe zu ihnen. In der feierlichen Stille des schönen Morgens hörte sich die Stimme des Gebets sehr erbaulich an. O wenn doch jeder Festtag, jeder Sonntag, ja auch jeder Arbeitstag, den uns der Herr schenkt, so mit Gebet angefangen würde! Wie würden wir dann vor mancher Sünde, vor manchem bösen, lieblosen Wort und vor mancher häßlichen Tat den Tag über bewahrt bleiben!

Winter in Labrador.

Schluß.

3. Erlebnisse in Schneestürmen aus alter und neuer Zeit.

Zum Schluß wollen wir aber noch kurz ein paar Begebenheiten erzählen, die euch von der Heftigkeit der vorhin erwähnten Schneestürme eine Vorstellung geben können. Im Jahre 1800 ging der auf der Station Hoffental angestellte Missionar J. W. Reimann, der seit 1797 in Labrador weilte, auf die Jagd, um Schneehühner zu schießen und so seit langer Zeit einmal wieder etwas frisches Fleisch für das Missionshaus zu beschaffen. Er kehrte indes nicht zurück, denn ein furchtbarer Schneesturm hatte ihn nicht lang nach seinem Aufbruch überfallen. Vergeblich war es, daß seine Amtsbrüder fünf Tage lang nach ihm suchten, man hat nie wieder eine Spur von ihm entdeckt. —

Viel später geschah es, daß ein andrer, eben ins Land gekommner Missionar, der an die Gefahr nicht recht glauben wollte, während eines Schneesturmes beschloß, in den nahe beim Missionshaus gelegenen Garten zu gehen. Lebendig zurück kam er, das ist wahr, aber freilich so durchkältet und nach so langer Zeit, die er gebraucht hatte, um sich wieder zurecht zu finden, daß er versicherte, das Wagestück wolle er nicht ein zweites Mal probieren; es hieße, Gott versuchen.

Noch ein paar Erlebnisse von Ansiedlern oder Settlern! Diese Leute sind zum größten Teil

Weiße von europäischer Abstammung. Sie stehen etwa im Dienst der Hudsonsbai-Handelsgesellschaft oder suchen für eigne Rechnung sich durch Jagd oder Fischfang ihren Unterhalt zu erwerben. Ursprünglich nur im Süden Labradors ansässig, lassen sie sich neuerdings auch im Norden des Landes nieder. Manche von ihnen haben sich Eskimomädchen zu Frauen genommen, ihre Lebensweise gleicht auch in vieler Beziehung der der Eskimo, an Wohlstand und Gesittung sind sie denselben ebenfalls nur wenig überlegen. Einer von ihnen, Sam Bromfield, fuhr von einem Handelsplatz, wo er Waren abgesetzt, mit dem Hundeschlitten nach Hause. Mehrere Stunden hatte er zurückzulegen. Da überraschte ihn ein Schneesturm, begleitet von der gewöhnlichen eigentümlichen Verfinsterung der Luft, die einem kaum erlaubt, weiter als zwei Schritte zu sehen. Mühsam arbeitete der Mann sich weiter neben dem Schlitten; davon daß die Hunde ihn noch ziehen sollten, war kein Gedanke. Die armen Tiere verschwanden immer wieder völlig in den Schneewolken, die, vom Sturm gepeitscht, durch die Luft und über den Boden dahinjagten. Oft wankte, gelegentlich fiel Bromfield, nicht im stande, den heftigen Windstößen den nötigen Widerstand zu leisten. Dazu wurde die Kälte immer durchdringender und unerträglicher. Lang konnte das nicht so weiter gehen, aber noch hoffte er das väterliche Wohnhaus zu erreichen. Nach seiner Schätzung mußte er in der Nähe derselben angekommen sein, doch sehen konnte er nichts. Da versagten seine Kräfte und er verzichtete darauf, am gleichen Tag nach Hause zu kommen. Aber was nun tun? Er half sich wie die Eingebornen in solchen Fällen. Hinter einem Felsblock, der einige Deckung gegen den Wind bot, wühlte er sich in den Schnee, die Hunde schmiegten sich an ihn. Das noch anhaltende Unwetter sorgte dafür, daß die Schneedecke über dem Manne und seinen Tieren immer höher, immer dichter wurde. Bald umfing süßer Schlummer die aufs äußerste Erschöpften. Während der Nacht hörte indes der Sturm auf, klares, wenn auch immer noch kaltes Wetter trat an seine Stelle. Als Sam Bromfield sich nach Tagesanbruch mit einiger Mühe aus seinen kühlen Bettfedern herausgearbeitet hatte und um sich blickte, um festzustellen, wo er sich befände, da wurde er ganz starr vor Staunen, ja er glaubte anfänglich, seinen eignen Augen nicht trauen zu dürfen. Und doch hatte es seine volle Richtigkeit mit dem, was er sah. Was sah er denn aber? **Erstens**, daß das Haus seines Vaters kaum fünf Minuten weit von ihm entfernt dalag, und **zweitens**, daß er Tags zuvor bei der vom Sturm verursachten Undurchsichtigkeit der Luft mitten zwischen diesem Hause seines Vaters und einem dicht dabeiliegenden Nachbarhaus hindurchgewankt war, ohne eines von beiden zu bemerken. Dem Ziele so nahe kommen kann man und es dennoch verfehlen.



Else Schnabel mit ihren Eltern und Geschwistern vor dem Missionshaus in Poo, Himalaya.

4. Schneesturm auf dem Weg zum Osterfest.

Ganz ähnlich, nur noch wunderbarer war das Mißgeschick, welches zwei Schlittengesellschaften von Ansiedlern betraf, die aus Männern, Weibern und Kindern bestanden. Mehrere Stunden südlich von der Station Hoffental ansässig, hatten die frommen, nach dem Brote des Lebens verlangenden Leute beschlossen, auf der Missionsstation die Karwoche mit ihren namentlich am Gründonnerstag, Karfreitag und Großen Sabbat zahlreichen Gottesdiensten wie das Osterfest zu feiern. Mit Lebensmitteln waren sie zum Glück ziemlich ausreichend versehen, da sie in Hoffental zwar auf Unterkunft, aber doch nicht auf volle Beköstigung bei ihren von der Hand in den Mund lebenden Wirten rechnen konnten. Während ihrer Fahrt, die unter gewöhnlichen Verhältnissen keine besondere Anstrengung bedeutet haben würde, brach jedoch ein so gewaltiger **Schneesturm** aus, daß die armen Reisenden weder wußten, wo sie sich befanden, noch ob es Tag oder Nacht wäre. Sie verließen das Seeeis, als sie auf eine ihnen scheinbar ganz unbekannte Insel stießen, wo sie hinter Felsen Schutz suchten. Dort richteten sie sich nun ein, so gut sie konnten, in der Hoffnung,

das Unwetter werde sich bald legen. Indes es hielt an. Tag ging in Nacht, Nacht in Tag über; alles Maaß für die Zeit entschwand den Verirrten; ebenso wenig kamen sie zur Klarheit darüber, wo sie sich befanden. Nur der Sturm tobte fort, nur der Schnee wirbelte weiter; es dünkte sie, das Unwetter könnte anhalten bis zum jüngsten Tage. Endlich — endlich läßt der große Winterzorn nach, es klärt sich auf. Da wird den Armen mit einem Schlage alles klar: Dort in nächster Nähe das Türmchen krönt ja das Kirchlein von Hoffental; sie hören nun auch, da die Stimme des Sturmes verstummt ist, das Geheul der Hoffentaler Schlittenhunde, denen ihre eignen sogleich kameradschaftlich antworten; sie selber aber stehen auf der Insel Anivaktok, der ihnen ganz bekannten, hinter der sich gleich die Missionsstation erhebt. Freude erfüllt sie, sie eilen alle mit ihren Schlitten hinüber, nur von der Frage bewegt: „Da sind wir also doch noch zum Fest zurecht gekommen?" — „Zu welchem Fest?" frägt es zurück. — „Zur Karwoche und zum Osterfest!" antworten sie. — „Heute ist der zweite Tag nach dem zweiten Osterfeiertag!" lautet der Bescheid und wen sie fragen, erwidert das Gleiche; selbst die Missionare versichern es. Da muß man es wohl glauben, mag man wenig oder viel Lust dazu haben. Ja, das sind Schneestürme! — H. S.

Ein Missionskind, das auf dem Wege zur irdischen die himmlische Heimat erreichte.

Auf einem unsrer Bilder ist ein Elternpaar mit drei Kindern, drei Mädchen, zu sehen. Wer sind diese? Wo wohnen sie? Warum haben sie für uns Bedeutung? Ich will euch gleich heut verraten, daß wir bald in einem kleinen Schriftchen ausführlicher von dem ältesten dieser Kinder erzählen wollen. Heut sollt ihr sie schon im Kreise ihrer lieben Eltern und Geschwister begrüßen. Die Eltern sind Geschwister Schnabel in Poo, hoch oben in den Tälern des Himalayagebirges in Asien; das älteste Mädchen trägt den schönen Namen Else. Ach nein, sie hat den Namen nicht mehr, sie trug ihn, so lang sie auf Erden weilte. Jetzt ist sie bald ein Jahr lang nicht mehr hienieden, sondern lobt den Heiland mit all den Engeln vor dem Throne Gottes. Wie kam das?

Ach, es war ein rührender Augenblick, als sich die Eltern von diesem ihrem lieben Kinde im vorigen Frühjahr trennen mußten, damit es die lange, beschwerliche Reise nach Europa antreten konnte, um dort in der Kleinwelker Mädchenanstalt eine schöne Erziehung für das Leben zu empfangen. Ein guter Freund ihrer Eltern war der Onkel, der das Kind mitnehmen sollte und es über Land und Meer in die Heimat begleiten. Und er hat es getan. Es war unser lieber Bruder Francke. Er hat sich des Kindes aufs beste angenommen. Er durchflog mit ihm auf der Eisenbahn das große Land Indien, er bestieg mit ihm das Schiff und sorgte aufs treuste für das ihm anvertraute Kind. Und Else war so lieb und brav, so folgsam und anschmiegend, daß jedermann seine helle Freude an dem Mädchen hatte. In der Eisenbahn, in den Gasthöfen und auf dem Schiff. Der Kapitän hatte es lieb wie sein eigen Kind, das er hatte zu Haus lassen müssen, und die Offiziere und Matrosen schlossen es gleichfalls fest ins Herz. So vergingen viele Tage. Da kam man ins rote Meer. Dort ist es entsetzlich heiß. Else wurde krank, bekam Fieber und wurde plötzlich blaß und allmählich schwach und schwächer. Ach, es ahnte die Umstehenden nichts Gutes. Begreiflicherweise kam Heimweh hinzu. Schließlich wich das Bewußtsein, und die arme Kleine lag nach all der Unruhe der Krankheit plötzlich so ruhig da, als wollte sie den letzten Atemzug tun. Und wirklich. Noch am selben Tag schlief sie sanft und ruhig hinüber. Engel trugen sie in des Heilands Arm und Schoß. O wie wehmütig umstanden die Männer die kleine Leiche. Und sie dachten an die armen fernen Eltern.

Ja, laßt uns all der lieben Missionskinder und ihrer Eltern in Zukunft treu und fleißig gedenken.

Rätsel.

Ein Dichter war ich einst;
Und wenn du etwa meinst,
Daß ich nicht heutzutage
Auch zu erscheinen wage?
So schau nur nach mir aus:
Ich bin an jedem Haus.

C. Th. Dahl.

Quittung.

Mk. 13.— von den Kindern der Elementar- und Kleinkinderschule in Neuwied durch Schw. J. Herzog daselbst. — Mk. 2.35 von der Sonntagsklasse des Herrn Stadtvikar Fürst in Aschaffenburg. — Mk. 4.— aus der Schulmissionsbüchse von Herrn Pfarrer Kohler in Friesenhausen. — Mk. 1.50 von zwei Lesern des „Aus Nord und Süd" durch Frau Wilhelmine verw. Wetzig, Tanndorf (Mulde) mit herzlichem Dank für unser Missionswerk empfangen.

Missions-Verwaltung Herrnhut.

Stanniol

haben wir mehrfach wieder erhalten. Wir danken herzlich dafür und bitten, im Sammeln fortzufahren und ja nicht zu ermüden. Freundlichem Gruß!

Missionsverwaltung, Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Port extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 5. Mai 1908. 9. Jahrgang.

Wie das Christentum auf unserer nördlichsten Station an der Moskitoküste Wurzel faßte.

Nach Mitteilungen von Br. E. Gebhardt in Kap Gracias a Dios.

In wenigen Wochen wird, wills Gott, Bruder E. Gebhardt mit seiner Familie wieder unter uns weilen. Krankheit nötigt ihn und seine Gattin, Erholung in der Heimat zu suchen. Möchte er sich bald wieder recht kräftigen! Er bedarf der Stärkung sehr. Denn die letzten Jahre brachten ihm der anstrengenden Arbeit ein reiches Maß. Auch war die Abgeschlossenheit und Einsamkeit nicht leicht zu tragen. Ueberdies hatten Geschwister Gebhardt vor einiger Zeit den Verlust eines Kindes zu beklagen. Und vor allem hätten sie gern noch viel mehr Erfolg ihrer Arbeit gesehen. Immerhin zählt ihre Gemeine, von der Br. Gebhardt im folgenden erzählt, jetzt 30 bis 40 Mitglieder. Die folgenden Mitteilungen hat Bruder Gebhardt bereits vor zwei Jahren aufgesetzt. Sie geben aber ein so anschauliches Bild von dem Ort und der Gemeine, an der er tätig war, daß sie noch heut von Wert sind und uns, was die Hauptsache ist, zur Fürbitte für ihn und seine Arbeitsstätte aufrufen werden.

1. Der Ort Kap Gracias a Dios.

„Cabo de Gracias a Dios", d. h. „Kap des Dankes gegen Gott", so hat Christoph Columbus den Ort und den Hafen genannt, in dem er einst bei Sturm und Wellengang Zuflucht für seine Flotte fand und Bewahrung vor dem Untergang. Damals muß freilich die Einfahrt zum Hafen viel breiter und tiefer gewesen sein wie heut zu Tage, denn jetzt können nur noch Boote einlaufen, nicht tief gehende Schiffe. Im Laufe der Zeit ist der Hafen immer mehr versandet. Es gibt aber noch viele Leute, die große Fahrzeuge im hiesigen Hafen gesehen haben, und ich selbst habe noch vor zehn Jahren kleine Segelschiffe in der Kap-Lagune ankern sehen.

Der Ort Kap Gracias oder wie er kurzweg genannt wird „das Kap" liegt an einer Lagune, die sich der Länge nach von Norden nach Süden hinzieht und etwa eine deutsche Meile lang, sowie an der breitesten Stelle ungefähr ½ Meile breit ist. Im Südosten ist die Lagune mit dem karaibischen Meer verbunden. Die Häuser der Stadt ziehen sich von Norden nach Süden etwa ½ Stunde lang an der Lagune hin. Meist bilden sie nur eine Reihe. Im Mittelpunkt des Ortes jedoch stehen zwei und mehr Häuserreihen hinter einander. Der Ort zählt 400 bis 500 Einwohner.

Das Kap zerfällt in drei Teile. Im südlichen Teil, „Sitawola" genannt — Sita heißt Auster, Wola bedeutet Fluß — wohnen meist Indianer. Im mittleren Teil, dem eigentlichen Kap, hat die Regierung ihren Sitz, und die Kaufleute haben dort ihre Läden, Warenlager und Wohnhäuser. Hier leben hauptsäch-



Straßenbild von Kap Gracias a Dios in Nicaragua. Links das Regierungsgebäude.

lich Nicaraguaner, Weiße, Creolen und Chinesen. Das Straßenbild wird Euch einen kleinen Begriff davon geben, wie es in diesem Teil des Kaps aussieht. Ihr seht da ein Haus in der Lagune, das auf Pfählen erbaut ist. Es ist das sogenannte Inspektorhaus. Dort hat der oberste Regierungsbeamte, der Kommandant, seine amtlichen und Wohnräume, dort ist auch die Post. Es ist das nicht das einzige Haus, welches im Wasser steht, es gibt deren eine ganze Anzahl. Doch warum baut man hier Häuser ins Wasser, fehlt es an Platz? So werdet ihr fragen. Das nicht. Erst seit ungefähr fünf Jahren hat man hier angefangen, Häuser ins Wasser zu bauen. Es geschieht wegen der Holzläuse, die hier die Häuser in kurzer Zeit, oft schon nach 3—4 Jahren völlig zerstören. — Im dritten Teil des „Kaps“, im Süden, wohnen hauptsächlich Indianer. Dieser Teil heißt Pullentown, so genannt nach einem Platz am Ufer des Meeres, an dem früher die Indianer wohnten. Ein Kommandant ließ diesen Ort anzünden, um die Indianer zu zwingen, sich am Kap anzusiedeln. Die Bezeichnung „Pullentown uplika nanni“ = „Leute von Pullentown“, hat sich seitdem auch auf den Teil des Ortes übertragen, wo diese Leute jetzt wohnen.

2. Die Christengemeine am Kap.

Ungefähr in der Mitte dieses Teiles vom Kap liegt nun unsere Missionsstation. Im Jahre 1900 wurde sie errichtet. Die Missionskirche seht ihr auf dem Bild, welches unsere Sonntagsschulbesucher vorführt. Ihr seht da den Ostgiebel des Gotteshauses mit den Eingängen zur Kirche. In der Mitte erhebt sich der Glockenstuhl, der über das Kirchendach hinaus etwa 50 Fuß hoch hinaufragt und auf der Spitze mit einem Kreuz gekrönt ist. Rechts vom Glockenstuhl ist der Eingang für die Frauen, links die Tür für die Männer. Auf der Südseite des Glockenstuhls befindet sich der Eingang, den der Missionar benützt. Die christlichen Frauen sind leicht zu erkennen, sie tragen nämlich ein weißes Kopftuch als Abzeichen dafür, daß sie Christen sind. Sieben Frauen mit weißem Kopftuch könnt Ihr zählen, jetzt tragen 13 Frauen weiße Kopftücher, d. h. 13 Frauen und außerdem neun Männer sind Christen. Das ist also nach fünfjähriger Arbeit die kleine Gemeine, die wir hier gesammelt haben. Sie besteht im ganzen aus 22 Erwachsenen und 15 getauften Kindern. Erscheint Euch das wenig? Ja, wir selbst würden von ganzem Herzen wünschen, wir hätten hier mehr Christen. Namenchristen zwar sind eigentlich fast alle Indianer hier, denn sie sind von katholischen Geistlichen getauft worden, und da sie die Taufe empfangen haben, müßten wir sie zunächst als Christen ansehen können. Aber, vom Christentum verstehen sie nicht das geringste.

3. Was macht es für die Indianer so schwer, Christen zu werden?

Denkt Ihr, es sei leicht für Heiden, Christen zu werden? Das ist es durchaus nicht. Hättet Ihr das Kap vor sechs Jahren gesehen, wie da kaum ein Tag verging, ohne daß man betrunkene Indianer auf der Straße sah, und nie ein Sonntag vorüber ging, ohne daß Trink- und Tanzgelage veranstaltet wurden, infolge deren Zank und Streit ausbrach, dann würdet Ihr jetzt das Kap nicht wieder erkennen. Aber all das Trinken und Tanzen aufzugeben, das war für die, welche Christen wurden, noch nicht das Schwerste. Sie mußten sich auch noch an das Tragen von Kleidern gewöhnen. Sie mußten weiter alle heidnischen Sitten und Unsitten aufgeben, so vor allem die Zauberei, zu der sie in Krankheitsfällen ihre Zuflucht nahmen. Zu alledem mußten sie, und müssen das noch immer, Anfeindungen und Verfolgungen erdulden und zwar selbst von ihren eigenen Verwandten, wie auch sogar von Weißen und Creolen. Ist es nun aber nirgends für einen Christen leicht, verachtet, verlacht und verspottet zu werden, so vor allem nicht für die Indianer, die als freie Männer einen größeren Stolz und ein stärkeres Selbstbewußtsein besitzen als andere Völker. Dazu kommen nun noch alle die Forderungen, die das Christentum an das Leben stellt.

Ein Christ soll doch, wie ihr wißt, auf Vergeltung und Rache verzichten. Das sind aber schier unmögliche Forderungen für einen Indianer! Denn von Natur ist der Indianer sehr rachsüchtig. Und noch eins. Es kostet die Indianer auch Geld, wenn sie Christen werden. Ihre Trauungen z. B. kosten sie viel Geld. Ja warum denn? Nun, sie wollen es sich, trotzdem wir davon abraten, nicht nehmen lassen, ihre Hochzeit mit einem Festessen zu feiern und soviel Gäste wie möglich zu bewirten. Das ist aber nur eine einmalige Ausgabe. Als Christen müssen die Indianer aber außerdem fortlaufende Zahlungen auf sich nehmen. Sie müssen doch wie alle Christen einen jährlichen Kirchenbeitrag entrichten, namentlich in zwei und mehr Kollekten d. h. Geldsammlungen etwas Geld geben und weiter ihre Kirche in Stand halten. Jede Woche müssen zwei Frauen die Kirche kehren und den Kirchweg von Gras frei halten. Ein oder zwei Männer müssen allwöchentlich unter dem Kirchengebäude, auf den Knieen liegend, die Holzläuse zu vertilgen suchen. Kürzlich mußte unsere Kirche gründlich repariert werden, und da haben die christlichen Männer allein, es handelt sich um sieben Männer — zwei waren krank — allein für Mk. 130.— unentgeltliche Arbeit geleistet, also durchschnittlich der Mann für Mk. 18.57. Wahrlich, sie lassen sich ihr Christsein etwas kosten.

4. Was ist durch das Evangelium geschafft worden?

Ja, seht Euch diese sauber und anständig gekleideten Leute genau an und denkt dabei daran, daß sie alle noch vor fünf Jahren keinen Sonntag kannten, sondern an den Sonntagen ganz wie an Wochentagen arbeiteten. Und daß sie, was noch schlimmer war, ihren Gott und Heiland nicht kannten. Ferner war ihnen Gottes Wort, auch das Singen und Beten unbekannt. Von einem ewigen, seligen Leben hatten sie keine Ahnung! Und nun? Ja, wenn Ihr die braunen, dunklen Gesichter unserer Christen hier sehen könntet, wie sie andächtig Gottes Wort anhören, wie manche von ihnen, wenn sie in die Kirche kommen, erst auf die Kniee sinken und still für sich beten, dann würdet Ihr dem lieben Heiland danken, der sich auch dieser armen Leute erbarmt hat, so daß sie nun wissen, daß sie eine unsterbliche Seele haben, für die sie sorgen müssen und für die sie auch sorgen. Sagte doch Wills, unser Helfer, der dem Missionar in Ausübung seines Berufs beisteht und von dem ich Euch noch mehr berichten will, voriges Jahr zu einem Kaufmann, der ihn aufforderte, am Karfreitag Waren vom Schiff ans Land zu schaffen: „Du sorgst, wie du viel Geld gewinnen kannst, ich aber sorge für meine Seele!“

Seht Ihr die vier Männer links hinter den Kindern. Die alle waren Sklaven des Trunkes, jetzt sind sie frei von diesem Sklavendienst. Der stämmige Mann ganz links ist unser erster im August 1902 hier getaufter Christ. Jetzt ist Juliet — so heißt der Mann — Helfer-Bruder. Seine Frau Hanna ist auf dem Bilde von links nach rechts gesehen die erste Frau, die man da mit weißem Kopftuch stehen sieht.

5. Ein christliches Ehepaar.

Juliet war früher ein armer Sklave des Rums. Alles Geld, was er verdiente, vertrank er. Nicht nur tagelang, nein wochenlang war er selten nüchtern. Ja, durch sein wüstes Leben brachte er sich selbst dem Tode nahe. Er wurde schwer krank, und wie alle armen, unwissenden Heiden suchte er bei einem Sukia, einem Zauberer, Hilfe. In dessen Händen wäre er fast gestorben. Drei Tage und drei Nächte war Juliet bewußtlos. In diesem Zustand hatte er eine Erscheinung. Er erblickte im Geist den Ort der Verdammten und sah dort viele seiner eigenen Verwandten, wie sie in furchtbaren Qualen sich wanden und ihn dringend baten, doch ja zu versuchen, nicht auch an den Ort der Qual zu kommen. Er sah, wie die Trinker in ihrer Begierde mit Rum gefüllte Gefäße ergriffen, um zu trinken, aber entsetzt die kaum berührten Gefäße wieder wegsetzten, weil sie eine feurige Masse enthielten, die wie Feuer brannte. Auch den Ort der Geretteten sah Juliet. Es war wie die Stätte eines Gotteshauses. Da wurde gesungen und gebetet, und es herrschte dort



Sonntagsschüler vor unsrer Kirche in Kap Gracias a Dios.

eine solche Ruhe und Friede, wie Juliet sie nie gesehen, noch gekannt hatte.

Aber was half Juliet diese Erscheinung? Er wurde zwar wieder gesund, mit Hilfe eines Doktors, aber wer wies ihm den Weg, jenem Ort der Qual zu entrinnen? Wer zeigte ihm den Weg zur Ruhe und zum Frieden? Trotzdem Juliet dem Tode entronnen war und trotz der warnenden Erscheinung war und blieb er ein armer Sklave des Rums — bis im Februar 1900 wir Missionare ans Kap kamen. Da hatten nun Juliet und Hanna Gelegenheit, fleißig Gottes Wort zu hören. Zwar kostete es Juliet noch manchen heißen Kampf, dem Rum zu entsagen; ja noch, als er schon im Taufunterricht stand, hat er sich zum Trinken verleiten lassen, ohne übrigens ganz betrunken zu werden. Er schämte sich damals dermaßen seines Falles, daß wir ihm nicht viel zu sagen brauchten und ohne Bedenken ihn weiter unterrichteten und später taufen konnten.

Wir haben das bis heute nicht zu bereuen gehabt. Juliet und Hanna leben still und in Frieden zusammen. Seit seiner Taufe hat Juliet das Rumtrinken vollständig aufgegeben. Was er verdient, dafür kauft er Lebensmittel und nützliche Sachen, z. B. die schönen Öldruckbilder, die jetzt in seinem Hause hängen und nett eingerahmt sind. Es sind die Bilder vom anklopfenden Heiland, von der Geburt Jesu, das hl. Abendmahl und andere. Sie würden Euch gewiß auch gefallen. Und nicht nur hat Juliet jetzt Geld für Brot und Kaffee, was er als Heide selten genoß, sowie für nützliche Sachen, nein, er hat auch ein hübsches Sümmchen Geld erspart und will sich ein neues Haus bauen, obgleich sein jetziges Haus durchaus nicht schlecht ist.

So könnte ich noch viel erzählen von der umwandelnden Kraft des Evangeliums, die sich nicht nur an den Christen zeigt, sondern die auch an den noch heidnischen Indianern schon ihre erneuernde Kraft ausübt. Trink- und Tanzgelage veranstalten die Indianer in der Nähe der Missionsstation fast nie mehr. Der Sonntag wird allgemein als Ruhetag gehalten. Stehlen und Betrügen hat fast ganz aufgehört, und durch manche andere Züge ihre Wandels beweisen sich die Indianer am Kap als Christen.

Eine Surinamer Fabel.

Von Schw. Fabricius, jetzt in Znin.

„Wenn einer zu grunde gehen soll, wird er zuvor stolz, und wer antwortet, ehe er höret, dem ist's Narrheit und Schande", lesen wir im Buch der Sprüche. Dennoch ist es gerade für ein Kinderherz manchmal recht schwer, geduldig zuzuhören und sich nach dem Rat von Älteren zu richten.

Wenn ich als Kind mir einbildete, eine Sache recht schön fertig bringen zu können, achtete ich leider dabei öfters nicht auf die freundlichen Ratschläge meiner lieben Mutter, die dann kopfschüttelnd zu sagen pflegte: „Ja, ja, das Ei will klüger sein als die Henne." Dann schämte ich mich doch sehr.

Das Menschenherz ist eben überall gleich, und da gibt es leider auch überall junge Menschen, die so töricht sind, den Rat der Erwachsenen wenig zu befolgen.

So kam denn auch, als wir noch in Suriname wohnten, eines Tages meine liebe alte Nenne (Kinderfrau) zu mir, um sich zu beklagen über das eingebildete Wesen eines jungen Nachbarmädchens. Sie erzählte mir manche Beispiele davon und schloß ihre Rede mit einer netten Fabel, die ich euch hier erzählen möchte. Sie wird euch gewiß gefallen.

„Ach, Missi" (Frau), so sprach sie, „es ist eben so wie mit der **Biene** und der **Wespe**. Die Biene hatte der Wespe versprochen, ihr zu zeigen, wie sie aus den schönen Zellen ihre Waben baue und darin den süßen Honigvorrat berge. Sie fing auch wirklich damit an, ihrem Versprechen nachzukommen; aber zu allem, was die Biene der Wespe zeigte und erklärte, antwortete diese: „O ja, das weiß ich schon", oder: „Ja, ja, das wußte ich schon lange." So ging es eine Weile fort; aber als die Wespe ihr eingebildetes Wesen immer weiter trieb, ging zuletzt der guten Biene die Geduld aus. Und als die Wespe wieder recht naseweis sagte: „O, ja, das weiß ich schon allein", erwiderte die Biene: „Nun, wenn du es alles schon so gut weißt, da brauche ich es dich nicht erst zu lehren!" Und damit flog sie davon.

Daher kommt es, daß die Wespe wohl Waben machen kann, aber keinen Honig darin. Die Kunst, Honig zu machen, die blieb das Geheimnis der Biene."

Rätsel.

Wir seh'n im Geiste eine Stadt,
In Lycaonien gelegen,
Wo Paulus einst gepredigt hat,
Durch Gotteskräfte spendend Segen.

Nimm von dem Städtlein weg den Kopf,
Und von dem Rest läßt sich viel sagen.
Manch kluger und manch armer Tropf
Wünscht es zu sein und schöpft Behagen.

Viel größere Wertschätzung noch
Als alle Güter dieser Erde
Hat letztgefund'nes Wort jedoch,
Wenn's himmelwärts gedeutet werde.

C. Th. D.

Quittung.

Fres. 28.50 = Mk. 22.80, Erlös aus Stanniol, gesammelt von den Kindern des Burggäßli in Basel, durch Schwester Gysin, Frau Schweizer und Bruder G. Heyde, daselbst, für unser Heidenmissionswerk mit herzlichem Dank erhalten

Expedition der Missions-Verwaltung.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Port extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 6. Juni 1908. 9. Jahrgang.

Jünglinge in Deutsch-Ostafrika, die dem Heiland folgen wollen.

Br. A. Seibt, unser Missionar in Urambo in Deutsch-Ostafrika schrieb am 19. Januar 1908: Liebe Kinder! Vielleicht erinnert Ihr Euch noch daran, daß ich Euch im Jahre 1906 einmal von unsern Hauskindern erzählte, wie sie heißen, wie sie sind, was sie machen u. s. w. Zum Schluß hatte ich Euch damals gebeten, für unsre Jungen zu beten, daß sie einmal Kinder unsers großen himmlischen Königs Jesu werden möchten und in seine Nachfolge eintreten. Ob Ihr's auch getan habt? Ich glaube, viele von Euch sind dieser Bitte nachgekommen. Heute kann ich Euch nun eine große Freudenbotschaft senden und Euch mitteilen, daß Ihr den Heiland nicht umsonst gebeten habt. Hört denn, was ich Euch erzählen will, freut Euch mit uns und dankt mit uns dem Heiland!

1. Mavuga und sein Brief.

Wenn Ihr Euch „Aus Nord und Süd" aufgehoben habt, werdet Ihr in einer Nummer oder in zweien die Namen unserer Jungen finden und da wohl ziemlich zu Anfang auf den Namen Mavuga stoßen. Denkt, da bekam ich im Februar 1907 einen Brief von diesem Mavuga, den sein Gefährte Msafiri geschrieben hatte, in dem er aber selbst bat, Gottes Wort lernen zu dürfen. Zugleich fragte er, ob ich etwas dagegen hätte. Nun, was sollte ich dagegen haben? Ich freute mich doch nur von ganzem Herzen. Da der Bursche durch Br. Löbner Unterricht empfangen sollte, schickte ich ihn zu diesem, und als der ihn fragte, warum er Jesu folgen wolle, antwortete er: „Ich möchte Vergebung meiner Sünden haben und in den Himmel kommen." Und oft, wenn die Jungen abends vor unsrer Tür auf der Veranda saßen, erzählte er die Geschichten, die er gehört. Von Mitte September bis Mitte Oktober hatten wir, meine Frau und ich, Urlaub und reisten da nach Sikonge. In der Zeit hatte Br. Löbner die Aufsicht über die Jungen. Eines Morgens geht er inspizieren und hört da reden. Er geht dem Schalle nach und — da sieht er Mavuga ganz allein knieen und beten. Mavuga läßt sich nicht stören. Als er fertig ist und Br. Löbner sieht, sagt er zu ihm: „Bwana, (Herr) ich glaube, ich bete noch nicht recht." Da hat sich Br. Löbner sehr gefreut und hat lange mit ihm übers Beten gesprochen. Zu Ostern soll er, so Gott will, getauft werden. Von da an will er Mateho (Matthäus) genannt werden. Letztes Jahr bekamen wir das Evangelium Matthäi gedruckt. Nun schrieb mir neulich einer von den Jungen, Kilatu, einen Brief und bat darin um ein solches Buch. Da kam mir der Gedanke: Du willst doch dem Mavuga auch ein Exemplar geben. Gedacht, getan. Ich rufe also den Mavuga und frage ihn: „Du, Mavuga, willst du nicht auch ein Buch von



Wohnung der Sultanin Karunde von Unyanyembe, die links von der Tür steht. Weit und breit das einzige zweistöckige Haus in Deutsch=Ostafrika.

deinem mudugu Mateho haben? (mudugu heißt so= viel wie Bruder). „Ja, Bwana", war seine Antwort. Sogleich kam er in unsere Stube und mit vor Freude strahlendem Gesichte nahm er seinen Schatz in Empfang, und einmal über das andere rief er: „Danke, Bwana (Herr), danke Bibi (Herrin), danke Jesu!" Und da= bei tanzte er vor Freuden. Ich glaube, ich habe vor= her noch keinen schwarzen Jungen sich so freuen sehen. Das war zu schön. — Und eben vorhin, als die Jungen sich zum Schlafengehen verabschiedet hatten, hörte ich seine Stimme. Ich höre näher hin und höre ihn inmitten all' seiner Kameraden beten, wie einen Hausvater in der Familie. Wirklich, der Ma= vuga ist ein prächtiger Junge geworden, der es sehr ernst nimmt mit seinem Christentum. Gewiß können sich manche von euch ein Vorbild an ihm nehmen, wenn er auch schwarz ist und das Pulver nicht er= funden hat.

2. Briefe von drei anderen Burschen.

Einige Wochen später, ebenfalls im Jahre 1907, schrieb Msafiri einen Brief an mich und bat auch, Gottes Wort lernen zu dürfen. Aber dem trauten wir nicht, da er es sehr hinter den Ohren hat. Wir dachten, daß er sich auf diese Weise vom Ziegenhüten drücken wollte, und sagten ihm deshalb, daß er noch warten möge. Wenn er nächstes Jahr käme, würden wir ihn annehmen. Ich war ge= spannt, was er machen würde. Da, am 13. Januar dieses Jahres, be= komme ich einen Brief von ihm, in dem folgendes steht: Kinahe, Bwana Sabiti, niteki kwelukiziwa na Mulungu? Ndikuvuzya veve, muhembeki wane, nene Msafiri, nene nditamanilwa mnogwene kwigwa mihayo ya Mulungu. Univonelage kisa na kigongo kihanya chako. Das heißt auf Deutsch etwa: „Herr Seibt, was soll ich tun, daß ich selig werde mit Gott? Ich frage dich, meinen Lehrer, ich Msafiri. Ich begehre sehr, Gottes Worte zu hören. Erweise mir die Gnade und erbarme dich meiner!" Seht, der hat Wort gehalten, und nun glauben wir, daß er wirklich und von Herzen Jesu folgen will.

Heute vor acht Tagen, also am Tage vorher, schrieb mir der kleine Mulolwa wie folgt: Bwana Sabiti, ndikulomba kuhembekwa mikumo zya Mulungu, nene Mulolwa. Kwishi Mulungu wingilaga mumoyo gwane, nene Mulolwa, waninogoleihya. Ndiyitamanilwa nmogwene, kwishi nene nigagwa myaka ivili tumuzumye Yesu Kristo. Ingile mumoyo gwa nene, Mulolwa. Unizumizye nene, Bwana. Übersetzt würde der Brief lauten: „Herr Seibt, ich bitte dich, die Gebote Gottes lernen zu dürfen, ich Mulolwa. Dein Gott ist in mein Herz eingegangen und hat mich, Mulolwa, bereuen gemacht (= zur Buße getrieben). Ich begehre es sehr, denn ich habe zwei Jahre gehört, daß wir an Jesum Christum glauben sollen. Er gehe in das Herz von mir, dem Mulolwa. Stimme zu, Herr!"

Und endlich bekam ich heute einen dritten Brief, also lautend: Bwana Sabiti. Ndikulomba kuhembekwa mikumo zya Mulungu, nene Masandja. Kwishi Mulungu wanigada mumoyo gwane, nene Masandja. Kwishi Mulungu alitogwa vahanya na vado. Auch den Brief will ich Euch verdeutschen, übersetzt lautet er: „Herr Seibt, Ich bitte dich, Gottes Gebote lernen zu können, ich Masandja. Denn Gott hat mich gewonnen in meinem Herzen, mich, den Masandja. Denn Gott liebt die Großen und die Kleinen." Ist das nicht nett?

Seht, das ist die Freudenbotschaft, die ich Euch mitteilen will. Vier von unsern Pfleglingen wollen dem lieben Heiland folgen. Bis jetzt sind es erst vier. Ob die andern auch kommen werden? Ich bitte Euch aufs neue: Helft uns bitten, daß auch die andern denselben Schritt tun und freut Euch mit uns, daß der liebe Heiland uns schon erhört hat.

Daß er Euch alle segne und behüte und daß Ihr alle ihn recht lieb haben möchtet, wünsche ich Euch mit herzlichem Gruß. Euer

Bruder Seibt.



Unsere neue Station Usoke in Deutsch=Ostafrika.

Der Fortgang der Bewegung in Urambo.



Geschwister Seibt in Urambo mit ihrer täglichen Umgebung. Hintere Reihe von rechts nach links: Kaswika, Mavula, Msafiri, Maganga, Masandja, Kaswisa, Mavuga, Kaswa, Kilwile, Masiku, Luwilo, Kflatu, Kushoka, Mulolwa. Vorn von rechts nach links: Madili, Kapemba; links vorn Schwester Seibt: Lini, Nyamisi.

Was ist das für eine freudige Kunde, die uns Bruder Seibt durch diese Mitteilung zukommen läßt! Jetzt kommt Leben und Bewegung in die Bewohner Urambos. Nicht äußerlich meine ich das. Bewegung haben diese Leute, die Wanyamwesi, genug. Sie durchwandern das ganze Land. Als Träger befördern sie Waren und Gepäck von einem Ort zum anderen, denn Eisenbahnen und Fuhrwerke gibt es in Deutsch-Ostafrika nur in der Nähe der Küste. Nein, ihre Herzen werden bewegt. Gottes Geist macht ihnen klar, daß sie Sünder sind und einen Heiland brauchen, und daher kommen sie zum Missionar und bitten um Unterricht in Gottes Wort und um die Taufe.

Bruder Seibt hat uns außer dem oben erwähnten Brief noch ein zweites Schreiben übersandt, das am 7. Februar abgefaßt ist. In diesem erzählt er, daß jene Bewegung in Urambo noch weiter um sich gegriffen hat und sich noch mehr Leute zur Annahme des Christentums bereit erklärt haben. In diesem Schreiben finden sich folgende Sätze: „Wir leben jetzt in einer wunderbaren Zeit, daß wir aus dem Staunen nicht herauskommen. Denkt Euch, bis zum heutigen Tage haben sich in diesem Jahre bereits 19 Personen zum Taufunterricht gemeldet. Von den sieben Tagen des Februar verging tatsächlich kein Tag, an dem sich nicht jemand gemeldet hätte. Es sind ins ganze gekommen fünf Männer, eine Frau und 13 Burschen. Von unsern Zöglingen (die das Bild vorführt) sind nur noch zwei übrig, die sich noch nicht gemeldet haben. Es scheint, als ob der Herr sich jetzt mit Macht hier ein Volk sammeln wollte. So etwas haben wir bisher noch nicht erlebt."

Äußere Vorteile können die Leute nicht dazu bewegen, sich zur Taufe zu melden. Das Einzige, was sie veranlassen können, das wäre die Aussicht, daß sie, wenn sie sich haben taufen lassen, mehr Geld verdienen könnten. Dazu ist aber fast gar keine Aussicht, denn Arbeit gibt es auf der Station nur für einige wenige Leute. Nein, es bleibt nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß der Herr den Bewohnern von Urambo jetzt ans Herz greift und sie in seiner unendlichen Liebe zu sich zieht, damit auch sie für das ewige Leben gewonnen werden.

Das ist es, worüber wir uns so herzlich freuen. Und um so mehr freuen wir uns, da jetzt schon 29 Jahre lang in Urambo Mission getrieben und das Evangelium verkündigt wird und außer den fünf Erstlingen, die vorigen Sommer getauft werden konnten, noch keine Uramboleute Christen geworden sind. Nun aber sollten zu Ostern dieses Jahres wieder eine Anzahl Jünglinge die Taufe empfangen. Ist das nicht schön?

Von der Löwenplage in Deutsch-Ostafrika

haben wir schon einmal allerlei erzählt. Im letzten Sommer machte Brüder Löbner eine Reise von Urambo nach Sikonge und hatte auf dieser mehrfach Gelegenheit, von der Löwenplage etwas zu hören. Das wollen wir heut weitergeben. Er kommt erst auf unsere Station Ipole zu sprechen: Ipole ist eine richtige Löwenhöhle. In Sikonge halten sich auch Löwen auf, aber doch in einer gewissen Entfernung. Br. Neumann schoß im letzten Winter einen Löwen, aber das geschah zwei Stunden von der Station entfernt. In Ipole dagegen bildet der König der Tiere eine wahre Plage. Im letzten Jahr verzehrten sie in einer Woche sechs Menschen, und als Br. Brauer mit den Leuten auszog, um sie zu erlegen, wurde er an der einen Schulter gebissen und konnte nur durch ein Wunder gerettet werden. Er konnte noch lange den Arm nur halb in die Höhe heben, wenn er auch damit zu arbeiten imstande war. Zur Erinnerung an diesen Tag hat er den Schädel des Löwen mit seinen schrecklichen Zähnen auf seinen Schreibtisch gestellt. Die Tiere hörten aber nicht auf, die Gegend unsicher zu machen; viele Menschen wanderten aus, niemand wagte, zur Schule zu kommen; kurz, der öffentliche Verkehr war lahmgelegt. So hörte man vor einem Monat, daß die Löwen in einem Viehkraal eingebrochen seien. Geschw. Brauer erzählten, es sei eine schreckliche Nacht gewesen, man habe das Brüllen gehört und hätte nichts tun

können Die Löwen töteten 6—8 schöne Kühe. Am nächsten Tag bat man Br. Neumann, von Sikonge zu Hilfe zu kommen. Und nun baute man ein Gerüst in den Viehkraal; und als die Löwen nach ihrer Gewohnheit in der folgenden Nacht wiederkamen, der eine um 10, der andere um 2 Uhr, empfingen sie Br. Neumann und seine vier Begleiter mit einer vollen Ladung Kugeln von dem Gerüst aus. Ich sah die Felle der Tiere. Es waren zwei gewaltige männliche Löwen. Daß großer Jubel herrschte, als sie erlegt waren, ist begreiflich, doch weiß man sicher, daß wenigstens noch fünf Löwen übrig sind. Bald darauf ging einer brummend an der Tür vorüber, als wollte er sagen: „Wir sind doch noch da." Diese Lage der Dinge hemmt die ganze Missionsarbeit, und Geschw. Brauer leiden sehr darunter.

Selbst in der Nähe der großen Stadt Tabora, der einzigen Stadt im Innern von Deutsch-Ostafrika, ist man vor den Löwen nicht sicher. Br. Löbner schildert eine Nacht, die er in Tabora verbrachte, folgendermaßen:

„Die Nacht war nicht sehr angenehm; die Leute fürchteten sich vor Löwen, und nicht ohne Grund, da doch seit Neujahr, wenn ich mich nicht irre, 30 Menschen in der Stadt oder in der nächsten Umgegend aufgezehrt worden waren. Wir merkten von Löwen nichts; dagegen schrie ein Leopard scharf und durchdringend. Seitwärts von uns schlichen Hyänen die ganze Zeit umher. Da die Leute rund um das Zelt herum schliefen, hatte ich einem Eingeborenen mein Gewehr für alle Fälle gegeben, auch meine Laterne, da die Leute versäumt hatten, Reisig zu sammeln und wir hier Brennmaterial nicht umsonst bekommen konnten. Um nun nicht in einer pechschwarzen Finsternis zu liegen (der Schlangen wegen), hatte ich meine Zelttür offen gelassen, lag nun aber wieder in Unruhe darüber, daß das Diebsgesindel von Hyänen hineinkommen und meine Schuhe stehlen könnte. Seitwärts von uns befanden sich in einer Einzäunung einige hundert Kühe, ein Rudel Esel und einige Strauße. Die alle konzertierten die ganze lange Nacht, besonders wenn sie die Raubtiere hörten und witterten. Schwiegen sie einmal, so hörten wir beständig die Wächter, welche alle Vorbeigehenden anriefen. Unter diesen Umständen wurde aus dem Schlaf nicht viel, und wir waren alle froh, am Morgen von dieser Stelle wegzukommen. Es war eine sehr eigentümliche Nacht."

Nach den letzten Nachrichten von unsern Missionaren hat sich die Löwenplage auch auf Urambo ausgedehnt. Acht Löwen, alte und junge, hausen dort. Br. Löbner befand sich auf einer Evangelisationstour nicht weit von ihnen, als sie gerade in eine Ziegenherde einbrachen. Gott sei Dank wurden unsere Geschwister und die Eingeborenen bisher vor Unfällen behütet. Nur an die Viehherden wagten sie sich. —

Diese ganze Löwenplage ist durchaus nicht etwas, was uns nur interessant sein dürfte. Wir machen davon Mitteilung, weil dadurch wirklich die Missionstätigkeit behindert wird. Wie in Ipole, so bleiben auch anderwärts die Kirchen und Schulen leer, wenn Löwen in der Nähe hausen und den Weg gefährden. Darum also die Bitte: Gedenkt unserer Geschwister und betet, daß der liebe Gott sie und die Eingeborenen behüte!

Kassawa.

Kassawa, auch Cassava oder Cassaba genannt, ist eine herrliche Gabe der Tropen. Was würden die Bewohner der heißen Landstriche machen, wenn sie keine Kassawa hätten! Die Schwarzen wie die Weißen laben sich an der Kassawa-Wurzel. Westindien, Suriname, Mittelamerika, Deutsch-Ostafrika, Australien — das sind diejenigen unserer Missionsländer, in denen die Kassawa vorkommt. Also die Mehrzahl unserer schwarzen Pflegebefohlenen lebt von dem, was diese Wurzel bietet. Aus Deutsch-Ostafrika hören wir über die Kassawa und ihre Verwendung: Kassawa ist die Wurzel eines Pflanzenbusches. Sie ist stärkehaltig, und es wird Mehl aus ihr bereitet. Eine Missionarsfrau, Schw. Kootz, stampfte das Mehl ganz fein und konnte es so zum Backen von Eierkuchen verwenden. — Und wie die Bewohner Inner-Afrikas, so wissen auch die Eingeborenen Surinames die Nährkraft dieser Wurzel zu verwerten. Kassawa bildet ein Hauptnahrungsmittel der Neger Surinames, besonders der Buschneger im Innern des Landes. Diese Buschneger leben hauptsächlich von Reis und Kassawa und zwar bereiten sie auch aus der Kassawawurzel Mehl und aus diesem Mehl Brot. Dieses Brot wird in großen, dünnen Scheiben gebacken und ist, frisch genossen, sehr wohlschmeckend. — Und Ihr selbst kennt wahrscheinlich und schätzt gewiß die Kassawa, denn aus ihr wird Arrowroot, Tapioka und eine Sagoart gewonnen, die auch in Europa überall wohlbekannt ist und hoffentlich allen Kindern gut mundet, denen sie vorgesetzt wird.

Quittung.

Mk. 15.— gesammelt durch Wolfgang Reichel in der Nieskyer Knabenanstalt, dankend empfangen

Missionsverwaltung Herrnhut.

Von Kindern in Ebersdorf, Rixdorf, Gnadenfeld und Herrnhut haben wir wieder Stanniol erhalten, wofür den fleißigen Sammlern herzlich gedankt sei. — Im April konnten wir eine große Kiste voll gesammelten Stanniols verkaufen und haben daraus 88 Mk. gelöst. Diese Summe ist zum Besten der abgebrannten Station Kitunda in die Missionskasse gezahlt. Wir hoffen damit im Sinne der Sammler gehandelt zu haben.

Missionsbuchhandlung Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Port extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 7. Juli 1908. 9. Jahrgang.

Volksschul-Erziehung in Australien.

Heiteres und Ernstes vom Leben und Arbeiten der Kinder in Mapoon.
Nach mündlichen Mitteilungen des Br. N. Hey in Mapoon, Nord-Queensland.

Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft! Darum hat Br. Hey, unser Missionar in Mapoon (Mapun) in Australien, neben der Arbeit an den Erwachsenen auf die Erziehung der Kinder sein Hauptaugenmerk gerichtet. Erst drei Jahre war er in Mapoon, da richtete er Kinderhäuser ein für Waisenkinder. Um diese den Einflüssen des Lagerlebens der Wilden zu entziehen, sollten sie hier zusammen wohnen und christlich erzogen werden. Später wurden ihm dann auch von der Regierung noch andre Kinder von Eingeborenen zur Erziehung überwiesen. Die wohnten dann ebenfalls in diesen Kinderheimen. Von dem fröhlichen Leben in diesen Häusern wollen wir heut etwas hören. Was in ihnen getrieben wird, das ist christliche Volkserziehung im schönsten Sinne des Worts. Jetzt bestehen drei solche Erziehungsheime; eins für Knaben, zwei für Mädchen, und die Zahl der in ihnen wohnenden Kinder beträgt wohl schon über 60.

Der Tageslauf im Leben der Kinder.

1. Früh auf und an die Arbeit!

Um 5 Uhr werden „die Drähte gezogen." Was heißt das? Der erfindungsreiche Br. Hey hat die Türen der Kinderhäuser, die dem Missionshaus gegenüber stehen, durch Drähte mit der Tür des Missionshauses verbunden. Zieht er nun die Drähte an, so springen die Türen der Kinderhäuser auf, und das ist für die Kinder das Zeichen, daß sie das Haus mit seinem großen Schlafraum zu verlassen haben. Da stürzt es nun wie aus einem Bienenkorbe ins Freie, Buben und Mädchen. Und jedes geht an die mancherlei kleinen Pflichten, die es vor dem Frühstück zu erledigen gilt. Von den Mädchen haben die einen Hühner zu füttern, andere Holz und Wasser zu holen und in die Küche zu bringen. Auch in die Badestube gilt es das nötige Wasser zu tragen. Einige ältere Mädchen haben in der Küche zu tun, sie müssen das Frühstück bereiten. Ist alles dies fertig, dann versammeln sich sämtliche Kinder in dem großen Küchenraum, und es geht ans Frühstück. In einer langen Reihe stellen sie sich auf und warten, bis Schw. Hey das Essen austeilt.

2. Was uns die Zinnteller beim Frühstück erzählen.

Interessant ist es, diese Kinder so stehen zu sehen, jedes mit einem Zinnteller in der Hand. Diese Teller haben am Rande kleine Löcher. Warum? In der Zeit, als die Kinder noch nicht lesen konnten, da mußte jedem ein Teller durch die Zahl der Löcher als sein Eigentum bezeichnet werden. Der erste Teller hatte ein Loch, der andere zwei, der dritte drei und



Kinder auf der Schaukel in Mapun in Australien.

so fort. Und nun wußte das erste Kind: „Ich habe den Teller mit einem Loch“, das andere kannte den Teller mit zwei Löchern als den seinigen u. s. w. Jetzt können die Buben und Mädchen lesen, darum stehen jetzt die Namen der Kinder auf dem Tellerrand.

Aber was für wunderliche Namen! Dalemany, Yampa, Gaddy und andere! Und noch viel wunderlicher ist die Bedeutung dieser Worte! Känguruh heißt das eine, Hund, Schlange, Baum, Stein und mancherlei andere Dinge, das ist die Bedeutung der verschiedenen Namen. Diese Namen haben ihren Grund in einem Volksaberglauben. Ähnlich, wie wir uns immer wieder aussprechen müssen, daß das „Menschenfressen“ dieser Wilden darin seinen Grund hat, daß der Wilde die Kraft dessen, den er verspeist, in sich aufnehmen will, so glauben die Leute auch fest und sicher, daß sie von diesen Tieren, Steinen, Bäumen u. s. w., deren Namen sie tragen, abstammen. Und wer nun etwa von einem großen starken Tiere oder einem mächtigen Baum oder einem gewaltigen Stein abzustammen glaubt, der hält das für eine große Ehre; dann ist sein Geschlecht um vieles stärker als das anderer, die nur von geringen Dingen ihre Herkunft ableiten können. So halten sie auf ihre schönen Namen und fühlen einen Stolz in sich, ähnlich wie bei uns alle die, welche ihren Stammbaum von einem großen Kriegshelden herleiten können oder aus einem alten Adelsgeschlecht stammen. Das ist es, was uns diese Zinnteller erzählen!

Die Teller müssen vor dem Gebrauch vorgezeigt werden, damit beobachtet werden kann, ob sie gut gereinigt und sauber gehalten sind. Dann erst wird dem Eigentümer sein Teil auf den Teller gelegt, Aus einem großen Kessel wird der Brei geschöpft, und jedes verzehrt ihn mit dem größten Appetit.

3. Das Bad im „großen Waschbecken“ und die Schule.

Um ½ 8 Uhr ertönt ein Glockenzeichen. Da stürzt die ganze kleine Schar an den Strand und nun in das „große Waschbecken“ hinein, nämlich ins Meer. Es geht ins Bad. Viele Kleider haben diese Kinder nicht abzuwerfen; im Nu sind sie also im Wasser. Und da plätschert und pludert und schwirrt es durcheinander, daß es eine Lust ist.

Schon aber schaut der Älteste der Schar nach der Kirchentür hin. Sobald diese sich öffnet, und die ersten Erwachsenen aus der Morgenandacht herauskommen, springt die ganze Gesellschaft wie auf Kommando ans Ufer, kleidet sich an und stellt sich nun in geordneter Reihe vor der Kirchentüre auf; und wenn dann wieder ein Zeichen gegeben wird, so gehen sie hinein. Dort im Gotteshaus wird nun Schule gehalten, von 8—10 Uhr. Eine schöne große Schar von Kindern sehen wir da beisammen. Unterrichtet werden sie natürlich vor allem in biblischer Geschichte, aber auch die Kunst des Lesens und Schreibens müssen sie sich aneignen. Ihre größte

Freude haben sie an dem Gesang; während ihnen das Rechnen, besonders das Kopfrechnen, große Schwierigkeiten bereitet. Sie lernen fleißig und haben sich nun schon tüchtige Kenntnisse angeeignet.

In Gruppen wird die Schule gehalten; jede Gruppe wird von einem Monitor, d. h. einem der ältesten Kinder geleitet. Wie schön klingt es, wenn die Kinder am Anfang und am Schluß ihre Lieder singen! Es sind das einige von den 60 Liedern, die Br. Hey nun schon in ihre Sprache übersetzt oder neu gedichtet hat. Ja sie nehmen diese Lieder mit hinaus in die Arbeit des Tages, in Haus und Garten, sodaß man es bald hier, bald dort tönen hört. Wie prächtig kann ein Lied uns den Frohsinn bei der Arbeit erhalten! Besonders des Abends, vor dem Schlafengehen, da schallt es durch die Dämmerung laut und weithin hörbar, ein Lied nach dem andern, all das, was sie in der Schule gelernt.

4. Im Garten und im Kleiderzimmer.

Von 10—11 Uhr werden Arbeiten im Freien vorgenommen; da geht es in den Garten. Dort wird gegraben, begossen, gedüngt, gesät, gepflanzt und geerntet; entweder für den allgemeinen Bedarf im Haushalt, für die Bewohner des Missionshauses, oder nach eigner Wahl, was jedes einzelne für sich pflanzen und ernten will. Br. Hey hat nämlich jedem Kinde ein kleines Beet zur Bearbeitung übergeben. Ist das alles getan, dann winkt um 11 Uhr das Mittagessen.

Vorher aber geht es in das Kleiderzimmer. In diesem sind einige ältere Mädchen mit Nähen und Flicken beschäftigt. Dort holt sich nun jedes ein neues Kleidungsstück; ein Hemd zum Wechseln. So erfordert es die Reinlichkeit und noch mehr die allgemeine Volksgesundheit. Br. Hey hatte das bald erfaßt, daß es für den Körper der Eingeborenen von großem Wert sei, oft die Kleidung zu wechseln. Die Leute schwitzen in der Hitze natürlich sehr leicht und verkälten sich dann auch wieder, wenn es kühl wird. Als sie anfingen, Kleider zu tragen, behielten sie diese auf dem Leib, ob es nun regnete oder die Sonne schien. So wurden sie krank. Dem hilft das Wechseln der Kleider ab. Durch dieses häufige Wechseln der Kleidung wird auch der unangenehme Geruch fast völlig beseitigt, durch den sich die Haut der Eingebornen so oft bemerklich macht. Diese Haut ist ja viel fettiger als die unsrige. Das Fett gewährt Schutz gegen die heißen Sonnenstrahlen, denn sonst würde die Haut rissig und wund und schmerzhaft, ja wohl brandig werden, und die Leute würden allmählich hinsiechen. Auch das muß bedacht werden, wenn die Leute als Christen Kleider tragen.

Das Mittagessen besteht aus Reis und Salzfleisch; es wird wieder in der großen Küche eingenommen. Zum Nachtisch empfängt jedes Kind noch ein Stück Paw Paw, eine große schöne Frucht, die der Melone ähnelt und herrlich schmecken soll.

5. Die Mädchen bei ihren Puppenstuben.

Von 12—$^1/_2$2 Uhr dürfen die Kinder sich auf dem Spielplatz tummeln. Die Knaben gehen auf den großen freien Platz am Waldrande und spielen dort, oder aber, wenn sie nicht Waisen sind, helfen sie ihren Eltern im Dorfe. Und die Mädchen freuen sich schon längst auf den Aufenthalt, den diese Stunde bringt. Wo denn? Unter dem Missionshaus! Die Wohngebäude, besonders die der Europäer, müssen ja in den Tropen einige Fuß über dem Erdboden errichtet werden. Schon der nächtlichen Feuchtigkeit wegen, die vom Boden aufsteigt. Aber auch der Schlangen und anderer Tiere halber. Die Schlangen klettern ohnedies noch oft genug an den Balken oder an den Pfosten, auf denen das Haus ruht, empor. Um den Platz unter dem Haus recht auszunutzen und zugleich die Mädchen in ihrer Freistunde in der Nähe zu haben, hat Br. Hey den Raum eingezäunt und dadurch einen behaglichen Aufenthaltsort geschaffen, man könnte sagen, eine große Kinderstube



Ein australischer Bursche mit einer Kassawa-Wurzel.


Knabe mit Ananas.

im Freien. Und in dieser Kinderstube nun wieder eine ganze Anzahl Puppenstuben! Puppenstuben? Gewiß! Da sehen wir an den 4 Seiten eine große Kiste an der anderen stehen. Jedem Mädchen ist eine solche zur Benutzung übergeben. Diese Kisten sind ganz als Puppenstuben eingerichtet. Da sind kleine Sessel und Tischchen, wenn auch aus den bescheidensten Stückchen Holz gefertigt, und alle möglichen Dinge, wie sie eben in eine Puppenstube gehören. Interessant sind vor allem die Puppen selbst. Ja, es sind freilich keine modernen, aufgeputzten Puppen, wie sie die europäischen Kinder kennen; aber sie genügen völlig. Die See kam hier dem Missionar zu Hilfe, als er darüber sann, was er den Mädchen an Stelle einer Puppe bieten sollte. Die See war so gütig, Wurzeln ans Land zu werfen, bei denen man mit einiger Einbildungskraft ein Gesicht, Augen und Nase wahrnehmen kann. Diese werden nun als Puppen benutzt, mit Stoffresten umkleidet, mit Haaren aus Gras geschmückt und dann gehätschelt und gepflegt, als wenn sie die schönsten Puppen, das eleganteste Spielzeug wären.

6. Die Nachmittagsarbeit und der Abend auf dem Karussell.

Um ½2 Uhr geht es noch einmal an den Strand und ins Wasser und nach dem Baden von 2—4 Uhr wieder in die Schule! Von 5—6 werden dann wieder äußere Arbeiten erledigt. Noch einmal wird im Garten geschafft; die Knaben haben in den Werkstätten zu tun; und um 6 Uhr folgt das Abendessen.

Nach diesem gibt es in den Stunden von 7—9 bei schöner Witterung noch ein Extravergnügen. Da fährt die ganze kleine Schar Karussell. Karussell? Ja, der erfindungsreiche Br. Hey hat auch das möglich gemacht. Sinnreich hat er einen Baum benutzt, ihm die Krone abgenommen, zwei Balken im rechten Winkel zu einander oben aufgelegt, in einander gefügt und befestigt, von deren vier Enden aber ließ er Ketten herabhängen und an den unteren Enden jeder dieser Ketten wieder je eine Kiste. In dieser nehmen nun je zwei oder vier Kinder Platz, und wenn nun die älteren Kinder die ganze Maschinerie in Bewegung setzen und im Kreise drehen, so sollen die Insassen eben so schnell fliegen und in der Rundung sich drehen, wie dies bei unseren weit feineren Karussells der Fall ist. Die Hauptsache aber bleibt die: Die Kinder sind um keinen Pfifferling weniger fröhlich und guter Dinge als bei uns. Unser Bild zeigt eine Schar Mädchen, die sich auf der Schaukel vergnügen. Ihre rundbackigen Gesichter mit dem freundlich verschämten Lächeln sehen nicht grade danach aus, als ob wir es hier mit mürrischen, unzufriedenen Kindern zu tun hätten. Nein, die Kinder der früheren Wilden in Nord-Queensland führen ein fröhliches Dasein. Ein frohes Jugendleben ist es, was ihnen in Mapoon bereitet wird.

(Schluß folgt.)

Kassawa, Ananas und Bananen.

Beneidenswerte Burschen, diese zwei auf unsern Bildern! Der eine mit der großen Kassawawurzel in den Händen, der andere gar mit den Ananas im Arm! Von der Kassawa hörten wir das letzte Mal, daß sie ungemein nahrhaft sei. Diese hier ist in Nord-Queensland gewachsen und besonders groß. Ueber 4 Fuß mißt sie, während der Junge kaum an ihre Spitze heranreicht. Br. Brown in Weipa hat sie ihm in die Hand gegeben, und nun steht er stolz da vor uns.

Noch vergnügter aber schaut der Jüngling drein, der den Korb mit Ananas trägt. Wie schelmisch blickt er auf uns, wie stolz läßt er dabei seine weißen Zähne schimmern! Aus Westindien stammt dieser Bursche. Dort erntet man diese prächtigen Früchte, die so groß werden, wie zwei oder drei Fäuste, und mehrere Pfund schwer sein können. In Deutschland findest du sie nur in Gewächshäusern. Du mußt einmal schauen. Und noch mehr gratuliere ich dir, wenn du die Frucht einmal kosten darfst; doch dazu kannst du erst noch älter werden.


Esel Bananen tragend.

Und zum Schluß seht Euch noch den lustigen Esel mit seiner kostbaren Last an. Der trägt Bananen zu Markte. Sind das erst süße Früchte! Wie Birnen schmecken sie und wie Gurken sehen sie aus! Doch von diesen läßt sich so viel erzählen, daß ich heut gar nicht mehr anfangen kann.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Port extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 8. August 1908. 9. Jahrgang.

Wie die Kinder in Ost-Afrika spielen.

Wir Europäer denken immer, wir könnten garnichts von den Afrikanern lernen. Nun freilich, was Schulweisheit betrifft, so ists damit bei unsern Schwarzen nicht weit her! Von meinen Schulkindern in Rungwe können einige ganz hübsch lesen, einige schreiben auch leidlich. Beim Rechnen hapert's aber meistens sehr. 7+8, das ist schon eine sehr schwierige Aufgabe. Denn die meisten rechnen nur mit den Fingern, und wenn die nicht reichen, müssen die Zehen aushelfen. Und von Geographie, Geschichte, Naturgeschichte wissen sie alle nichts.

Beim Spielen aber könnten die Kinder in Europa gut manches von den Schwarzen lernen. Ich habe den kleinen Negern oft zugesehen, wenn sie spielten; ich habe aber nur sehr selten gemerkt, daß sie sich dabei gezankt hätten. Sie lachen viel und machen ein großes Geschrei; aber sie zanken sich nicht oft. Da kommt nicht alle fünf Minuten einer gelaufen und sagt in zürnendem Ton: „Bitte, der und der hat mich geschlagen!“ oder „der neckt mich immer!“ Und wenn sie miteinander balgen, — das tun sie auch gern, — da muß man nicht immer fürchten, daß plötzlich Ernst daraus wird.

Heute möchte ich aber von einem hübschen Spiel erzählen, das die Knaben hier gern spielen und das ich nie in Europa gesehen habe. Neulich habe ich die Jungen in der ersten Klasse einen kleinen Aufsatz darüber schreiben lassen. Daher kann ich heute das Spiel so erklären, wie sie es selbst beschrieben haben.

Das Reifenwerfen.

Erst suchen wir uns eine recht biegsame, aber kräftige Schwuppe; die biegen wir zu einem Reifen zusammen, den wir mit Bananenbast binden. Dann drehen wir uns Stricke, auch aus Bast, und binden an beiden Enden abgeknapperte Maiskolben daran. So ein Ding nennen wir einen „Hund“. Damit spielen wir ein schönes Spiel.

Wir stellen uns auf einer Seite des Spielplatzes auf, nur einer steht auf der andern. Der nimmt den Reifen und wirft ihn kräftig auf uns zu und sucht einen damit zu treffen. Wir springen zur Seite und schleudern unsre „Hunde“ gegen den Reifen. Wenn ein „Hund“ den Reifen gefaßt hat oder ein Junge ihn mit der Hand in der Luft abgefangen, dann lachen wir tüchtig, laufen auf die andre Seite hinüber, und der erste muß den Reifen noch einmal werfen. Wenn es niemandem geglückt ist, den Reifen mit dem „Hund“ oder mit der Hand zu fassen, dann muß derjenige werfen, der es zuletzt vergeblich versucht hat. Wirft einer den Reifen zu hoch durch die Luft, dann schleudern wir unsre „Hunde“ erst gar nicht, und jener muß dann doch noch einmal werfen. Wenn aber einer vom Reifen getroffen worden ist,

so muß der ihn dann werfen. Wir aber lachen ihn tüchtig aus und rufen ihm zu: „Bring uns zur Strafe mal paar Eier her!" — Das Reifenwerfen ist sehr lustig.

So ungefähr haben meine Jungen in ihren Aufsätzen geschrieben. Ich habe es nur übersetzt und hie und da etwas zur Erklärung hinzugefügt. Ich denke, das Spiel müßte auch für europäische Kinder lustig sein, wenn sie auch keinen Bananenbast und keine abgeknapperten Maiskolben haben. Dafür können sie ja einen Strick und Holzklötzchen nehmen. Aber wohlgemerkt: weil es ein afrikanisches Spiel ist, so darf man sich dabei nicht zanken! Das tun die Afrikaner auch nicht.

Alle großen und kleinen Freunde grüßt herzlich

Oskar Gemuseus.



Missionsstation Rungwe in Deutsch-Ostafrika.

Das Land der weißen Deutschen in den Augen der schwarzen Deutschen.

Die nachfolgenden Abschnitte bringen einige Proben aus einer durch Missionar K. Stolz in Buea hergestellten Uebersetzung von Schilderungen des Kameruner Lehrers Joseph Ekolo, der von Juli 1896 bis August 1897 in Kirchheim u. T. dem verstorbenen Missionar Schuler bei dessen Uebersetzungsarbeiten geholfen und nach der Rückkehr nach Kamerun seine Erinnerungen an den Aufenthalt in Europa für seine Landsleute in der Dualasprache niedergeschrieben hat. Die ganze Arbeit Ekolos ist als Büchlein in der Basler Missionsbuchhandlung erschienen unter dem Titel: „Wie ein Schwarzer das Land der Weißen ansieht." Preis 15 Pfg.

Wie das Land der Weißen aussieht.

Das Land der Weißen, Europa, ist nicht so groß wie unser Heimatland Afrika, hat aber viel mehr Menschen als das Land der Schwarzen. Deutschland, ein Teil von Europa, hat mehr Einwohner als Kamerun, ja ein Stamm von Deutschland, Sachsen, zählt mehr Menschen als ganz Kamerun. Wenn man in manchen Städten Europas umhergeht, sieht man dort Menschen laufen wie Ameisen, und in manchen großen Häusern wohnen 50, ja 100 und noch mehr Menschen; gehen sie in den Hof, so wimmelt es dort nur so von Leuten, so viele Menschen gibt es dort.

Wie die Heimat der Weißen groß ist, so ist sie auch schön, ein solch schönes Land gibt es nicht mehr auf der ganzen Welt. Was das Land der Weißen schön macht, ist deren Weisheit und Fleiß. Die Weißen haben ihr ganzes Land von wildem Gras und Busch gesäubert, es ist dort kein Plätzchen, wo die Hand des Menschen nicht hingekommen wäre, es zu säubern oder es zu bebauen.

Sehen wir unser Heimatland an, so sehen wir nichts als Dickicht, Sträucher und Busch; ganz wie unsere Väter es gelassen hatten, so ist es noch bis heute. In Europa jedoch lassen die Leute den Wald

nicht wachsen wie er will, sondern sie machen ihn von Zeit zu Zeit in Ordnung. Es gibt dort viele Wälder, welche die Weißen mit ihren Händen angelegt und gepflanzt haben, deshalb sieht dort sogar der Wald aus wie ein Dorf; der Unterschied ist einzig der, daß sich hier Gebäude, dort aber Pflanzungen befinden. Um es kurz zu sagen, der Wald und das Feld dort ist weit schöner als unsere Städte. Will man in Europa auf den Feld- und Waldwegen gehen, so hat man keine Angst, man könnte in Dornen treten, oder man stolpere wie in unsern Wäldern, auch Schlangen gibt es dort höchst selten, auch anderes Ungeziefer, das uns hier plagt, sieht man nur wenig, deshalb fürchtet man sich dort auch nicht im mindesten, man könnte von gefährlichen Tieren gestochen werden wie in unsern Wäldern.

Der Winter.

Wenn der Herbst vorüber ist, kommt der Winter, aber ein anderer Winter als der in unsern heißen Ländern. Während des Winters regnet es in Europa nicht, es regnet dort hauptsächlich im Sommer und im Herbst, aber Stürme gibt es in dieser Zeit. Die Art des Regens, die im Winter fällt, ist wie dicker, weißer Seifenschaum, den man Schnee nennt. Der Schnee ist sehr weiß und glänzt. Deshalb vergleichen die Weißen ganz reine glänzende Dinge mit dem Schnee (Dan. 7, 9; Matth. 28, 3; Mark. 9, 3; Offenb. 1, 14). Der Schnee ist auch kalt und vermehrt noch die Kälte des europäischen Winters, so daß die Kälte von Buea weit nicht an diese heranreicht. Zu dieser Zeit haben auch die Bäume vollends alle Blätter abgeworfen, so daß sie nackt dastehen wie Bettler. — Der Winter ist sehr schlimm in Europa. Wie wir gehört haben, daß die Tage im Sommer lang sind, so wird es im Winter sehr bald Nacht und sehr spät Tag. Die Wintertage dunkeln schon um 4 Uhr, und Tag wird es erst um 8 Uhr. Darum fangen die Leute in Europa im Winter ihre Arbeiten beim Licht an und beschließen sie auch bei der Lampe.

Während der ganzen Winterszeit kleidet man sich aufs beste mit allerlei Kleidungsstücken, die dem Körper Wärme geben, wenn man ausgeht; sogar die Hände sieht man nicht mehr, sondern man steckt sie in eine Art warmer Strümpfe. In den Häusern hat man schöne Öfen, die wie eine Bekleidung der Häuser aussehen, in ihnen macht man Feuer, damit sie die Häuser und die Körper wärmen. Daher ist es in Europa so: Im Hofe ist Winter, im Hause aber Sommer. Die Öfen in den Häusern der Reichen sind wunderbar und sehr wertvoll. Wenn das Feuer drinnen brennt, sieht es aus wie die Sonne, wenn sie in der Trockenzeit am Morgen aufgeht, auch das Feuer ändert sein Aussehen.

Der Winter ist also schlimm in Europa, wie ich gesagt habe, er hat aber auch sein Gutes und seine Freuden. Denn er bringt in die Dörfer keinen Schmutz wie unsere Regenzeit, das geschieht dort nur an den Regentagen. Der Schnee ist auch schlüpfrig wie der Boden im Wuri, die Leute gehen nur mit großer Vorsicht darauf, aber sie verstehen es gut. Noch eins: Wenn der Schnee im Dorfe liegt und es sehr kalt ist, werden die Seen und Bäche im Lande fest, auch alles Wasser im Hause wird fest, wenn nicht eingeheizt wird. Nun freuen sich Jünglinge, Jungfrauen und Kinder und spielen im Schnee und springen und gleiten auf ihm und auf dem Eis der Teiche und Bäche auf verschiedene Arten.



Sonntag Nachmittag im Berghäuschen bei Rungwe.

Die Gotteshäuser.

Diese sind größer als die andern Häuser und haben ihre eigene Art von Schönheit. Ein einziges Kirchenfenster kostet bis zu 1000 Mark, denn es erfordert mit seinen prachtvollen farbigen Bildern aus der biblischen Geschichte viel Arbeit. Die Gotteshäuser haben auch einen großen, hohen Turm, der alle andern Gebäude überragt. In diesem Turm hängen drei oder mehr Glocken, von denen eine die andere an Größe überragt. Die Kirchen haben auch ein großes Musikinstrument, das „Orgel“ heißt. Manche Orgeln sind größer als die Giebelseite einer großen Rindenhütte. Wenn eine solche Orgel gespielt wird, dröhnt die ganze Kirche, daß es nur so eine Freude ist. Die Kirchen haben auch noch andere Dinge, an denen man auch seine

Freude hat, wie die Kanzel, die Sitzplätze, allerlei Bilder, und vieles andere, was man nicht so kurz beschreiben kann.

Von den Haustieren.

Ueber was könnte man auch in Europa nichts Gutes sagen? Wie die Leute in Europa ein angenehmes Leben haben, so haben dort auch die Tiere ein schönes Leben. Wie die Weißen nach Klugheit streben und sie auch besitzen, so machen sie auch ihre Tiere und Haustiere klug. Die Europäer pflegen die Tiere wie Menschen, sie füttern sie, waschen und bürsten sie; wenn sie krank sind, geben sie ihnen Arznei, sie haben auch ihr eigenes Haus zum Schlafen. Die Haustiere, z. B. eine Herde Schafe, haben ihren eigenen Wärter, dieser führt sie dahin, wo eine schöne Weide ist, um sie zu füttern und zu erfreuen, nachher bringt er sie wieder in den Stall. Und alle laufen auf einem Haufen und hören auf ihren Hirten, wie der Herr Jesus es in Joh. 10 sagt.

Da die Haustiere der Weißen wie Menschen gepflegt werden, so arbeiten sie auch wie die Menschen; denn sie werden dazu angelernt, sie sind aber auch sehr kräftig. Ochsen und Pferde bestellen in Europa die Äcker, nämlich so: Sie brechen die Erde auf den Äckern auf, und dann besäen die Leute sie. Ochsen und Pferde ziehen auch Lastwagen, sie ziehen die Wagen mit dem Essen, das vom Felde kommt, das Gras, das Reisig, das Feuerholz und andere Sachen. Ich will nicht mehr viel sagen über die Pferde und einige andere Tiere wie die Esel, denn ihre Klugheit und ihre Leistungen sieht man auch hier in Kamerun schon ein wenig. Alle diese Tiere, die wie Menschen gepflegt werden, sind auch klug und ahmen die Menschen nach. Weil sie wie Menschenkinder behandelt werden, so gehorchen sie auch ihren menschlichen Herren.

Aber nicht nur aus dem Arbeiten ihrer Haustiere ziehen die Europäer Nutzen, sondern auch direkt von ihnen selber. Die Kühe geben ihnen Milch, mit der sie sich und ihre Kinder ernähren, die Schafe liefern ihnen Wolle, aus der sie allerlei schöne Winterkleider machen, die Hühner und Enten geben ihnen Federn für ihre Bettkissen, und Eier, die sie essen und aus denen sie Kuchen backen.

Volksschulerziehung in Australien.

Heiteres und Ernstes aus dem Leben der Kinder in Mapoon. (Schluß).

7. Der Schluß des Tags auf den Knieen.

Um 9 Uhr geht die kleine Schar ins Bett. In den drei Kinderhäusern sind große Schlafsäle; an deren Wänden entlang stehen die Bettstellen; auch wieder äußerst einfach hergerichtet, zwei Bretter, die von der Wand her ins Zimmer hinein stehen und zwischen diesen die Schlafmatten! Vor jeder Bettstatt sehen wir einen kleinen Teppich, den sich die Kinder selbst gefertigt haben. Kommt nun Br. Hey zum Abendsegen, so nimmt jedes Kind vor seinem Bett Platz, und nun wird gemeinsam gesungen und gebetet. Und dann knieen sie alle nieder. Das haben sie aus eigenem Antrieb angefangen. Jedes Kind betet noch für sich und die Seinen, sofern sie noch am Leben sind, daß Gott auch sie zu sich führe. Was aber zum Schluß als allgemeiner Gesang angestimmt wird, das lautet in der Übersetzung etwa so:

Herr, ich lege mich zum Schlaf,
Hüt mich, wie der Hirt sein Schaf!
Sollt' die Nacht die letzte sein,
Nimm mich in den Himmel ein!

„O", so erzählte Br. Hey, „das sind meine köstlichsten Stunden am Tag, wenn ich unsre Kinder, die Zukunft unsres Völkchens, hier vor mir sehe, wie sie vor ihrem Herrn und Heiland im Gebet liegen, und wenn ich überdenke, wie früher alles so ganz anders war, und wie sie jetzt ein so fröhliches Jugendleben haben und eine christliche Erziehung genießen. Und da hege ich die feste Hoffnung, daß in Zukunft durch diese Kinder einmal das ganze Volk der wilden Australier dem Herrn zugeführt werden wird. O, wie jauchzt da mein Herz!" —

Dank.

Frs. 17,50 durch Schwester A. Gysin, Basel; Frs. 8,50 Erlös einer Lotterie von Kindern der freien Schule; Frs. 7,— von Stanniol von Kindern im Ringgäßli; Frs. 2,— aus der Subjonctif-Strafkasse „Freie Schule" zur Tilgung der Missionsschuld dankend erhalten.

Expedition der Missions-Verwaltung.

„Die Kinder der Alsterdorfer Anstalten haben auf Anregung von „Aus Nord und Süd" Stanniol gesammelt und daraus Tauf- und Abendmahlsgeräte gießen lassen, die sie als Geschenk für die Station Kitunda in Deutsch-Ostafrika bestimmt haben, da die Geräte dieser Station mit verbrannt sind." So meldet Bruder J. P. Gerhardt, Alsterdorf bei Hamburg, den 15. Juni 1908. Und wir danken ihm und den Kindern herzlich und können mitteilen, daß die Geräte bereits auf dem Meere schwimmen.

Die Missions-Verwaltung.

Rätsel.

1	2
3	4

1 2 hieß mancher Fürst und Held.
3 4 in Fesseln hält die Welt.
3 2 ein Ordensmeister war.
3 1 ein kühner Missionar.
2 4 den brauchst du nicht zu scheuen,
wenn du das Rechte tust in Treuen.

Qu.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Port extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestatter



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 9. September 1908. 9. Jahrgang.

Eine lustige Wasserpartie in Suriname.

1. Auf dem Kutter Charles nach Braamspunt.

Für den Verkehr zwischen der Hauptstadt und den Außenplätzen, besonders zwischen Paramaribo und dem Landstrich Coronie, hat unsere Mission in Suriname einen Schoner gekauft. Er trug früher den Namen Meteor, man hat ihn aber eines schönen Tages zu Ehren unseres verstorbenen Missionsdirektors Bruder Charles Buchner in „Charles" umgetauft. Zur Feier dieses Ereignisses lud der Geschäftsführer verschiedene Missionare und ihre Frauen zu einer Wasserpartie ein, zu einer Fahrt auf dem Schoner den Surinamefluß entlang bis zur Sandbank Braamspunt. Tagelang hatte eine schöne kräftige Brise, ja zeitweilig ein starker Wind geweht, was für einen Segler wie diesen von guter Vorbedeutung ist. Die Teilnehmer an der Spazierfahrt glaubten daher nicht anders, als daß sie, wenn sie um 12 Uhr mittags von der Station Paramaribo absegelten, abends um 8 Uhr wieder zurückgekommen sein könnten. Gedacht, getan! 30 Teilnehmer fanden sich zur Partie zusammen. An der Landungsbrücke traf man sich, bestieg das Fahrzeug, und nun ging es hinaus auf die Fluten des breiten Surinamestromes. Irgendwo fand jeder ein bescheidenes Plätzchen, wenn es auch nur auf dem Rand des Kutters war. In 2—3 Stunden hoffte man am Ziel zu sein, dort ein erfrischendes Seebad nehmen und dann gegen Abend die Rückfahrt antreten zu können.

Zunächst schien es, als sollte alles wunderschön gehen. Allerdings ob man je flott werden würde, war schon gleich zu Anfang nicht vorauszusagen, denn das Schifflein setzte allen Anstrengungen, es voranzubringen, beharrlichen Widerstand entgegen. Der gute Kapitän, ein Eingeborener von Coronie, flößte nicht gerade das größte Vertrauen ein. Vielleicht schüchterte ihn die große Schar der europäischen Fahrgäste zu sehr ein, sonst beförderte er ja nur Frachtstücke von Coronie in die Stadt und umgekehrt. Wenn Br. Voland nicht energisch mitgeholfen hätte, so wäre die fröhliche Gesellschaft bald sitzen geblieben. Neugierige, die am Ufer standen, belustigten sich schon über die verschiedenen Versuche hin- und herzukreuzen. Den Insassen des Bootes machte die Sache trotz der tropischen Sonnenglut anfangs eitel Vergnügen. Man kam ja auch wirklich allmählich vorwärts. Der Mast wurde, je nachdem der Wind stand, bald auf die eine, bald auf die andere Seite gelegt und teilte so bald hier bald da unsanfte Püffe aus.

Doch je weiter man ins offene Wasser steuerte, um so stärker wurde das Schwanken des Schiffes, und es stellte sich hier und da ein recht ungebetener Gast ein, nämlich die Seekrankheit. Bald wurde hier ein Gesicht lang und immer länger, bald legte sich dort ein anderes über den Bord des Schiffes hinüber, unverwandt die Blicke in die Fluten richtend. Kein Wunder, daß einer der kleinsten Fahrgäste fragte, ob eine der Tanten, die sich sehr weit über den Schiffs-



Reiseboot (Korjal) in Suriname.

nach dem anderen, und es wurde allen warm und wohl dabei.

Dann ging es an den Heimweg.

2. Die Rückfahrt zur Nacht.

Einige Fahrgäste, denen sich alles immer im rosigsten Lichte darstellt und die von der Zukunft das Beste erwarten, verhießen der Gesellschaft, sie würde in einer, ja vielleicht sogar in einer halben Stunde wieder in der Stadt sein, also noch vor 8 Uhr abends. Aber diese Voraussagung hatte viel Trügerisches an sich. Denn es fiel den Einzelnen auf, daß sich das Schifflein recht langsam vorwärts bewegte. Schon die nächste Wendung des Flusses schien unerreichbar, ja Stunde auf Stunde verrann, ehe die Lichter der gar nicht so sehr weit entfernten Festung in die Nähe kamen, und endlich — trat vollständige Windstille ein.

rand hinüberbeugte, etwa Fische fangen wollte? Die Großen aber wußten es besser. Bei manchen von ihnen verstummte das Scherzen und Lachen, und es regte sich nur die eine Frage: „Wie können wir am schnellsten diesem jähen Spiel entrinnen?" Die Mannschaften versprachen denn auch endlich, auf einen bestimmten Wall zusteuern zu wollen, damit dort die Leidenden abgesetzt werden und um 4 Uhr nachmittags bequem und gemächlich mit dem Flußdampfer in die Stadt zurückfahren könnten. Diese Aussicht belebte den Mut. Der Hauptanlaß aber, daß es allen besser zu gehen schien, war die Tatsache, daß der Wind günstiger wurde und nun das Fahrzeug mit aller Macht in die offene See hinaustrieb. Heldenmütig verzichteten alle auf die vorzeitige Landung, die doch auch recht zeitraubend gewesen sein würde. Und wirklich, in $^1/_2$ Stunde lag man vor Braamspunt, hatte also das Ziel der Fahrt erreicht.

Von vier geübten Ruderern wurden die Fahrgäste in dem Segelboot „Jung Deutschland" ans Ufer geführt, und dort erlabte sich nun alles an dem mitgebrachten Kaffee und Butterbrot. Dann erquickte man die Glieder im Seebad. Das war eine kostbare Belebung für die ausgestandenen Strapazen und zugleich eine Stärkung für neue, ungeahnte Mühsale. Halt! was trieb denn da hinaus in die offene See? Es ist doch nicht etwa die „Jung Deutschland" selber? So war's. Das Boot hatte sich losgerissen und schaukelte nun frei und ungebunden auf den Wogen dahin. Nach einigen vergeblichen Versuchen, es zu erwischen, stürzten sich drei Männer Hals über Kopf in die Fluten, sprangen in das Boot, ergriffen die Ruder und kamen nach bangen Minuten wieder an das Ufer.

Nun schien eine ruhigere Periode der Partie anbrechen zu wollen, jeder nahm sein Plätzchen ein, man sang mehrstimmige deutsche Volkslieder, eines

Da beschlossen einige mutige Jünglinge, einen Teil der Fahrgäste im Ruderboot schnell in die Stadt zu befördern, damit sie doch wenigstens vor Mitternacht noch ankämen, die anderen aber ließen ihren Familien sagen, sie würden wohl kaum vor morgen früh ihr Heim erreichen. Und nun hieß es, sich mit Würde und guter Laune in das Unvermeidliche zu fügen und wenn möglich, einige Stunden der schönen, aber unendlich scheinenden sternklaren Nacht zu verschlafen. Das glückte dem einen besser als dem anderen. Vor allem wurde die Kälte recht empfindlich, und man mußte sie durch die mitgenommenen Decken zu überwinden und zu vergessen suchen. — Aber wie alle Nächte, so ging auch diese Nacht schließlich vorüber, und der Morgen graute. Kurz ehe das Ziel erreicht war, mußten aber die Teilnehmer der Fahrt auch das Gefühl noch auskosten, wie es einem zu Mute ist, der durch einen tüchtigen Regenschauer auf einem schutzlosen Kutter überrascht wird. So recht triefend naß wurde man.

Endlich, endlich um $^1/_2$7 Uhr morgens hatte die Gesellschaft die Landungsbrücke wieder erreicht. Ein Boot zwar war nicht zu Stelle, nur ein schankelndes Buschnegerkorjal konnte die Teilnehmer an der schönen Wasserpartie auf das Trockene befördern, was ohne Angstrufe von seiten der Damen nicht abging. Um so dankbarer waren alle, als sie den Fuß wieder auf festes Land gesetzt hatten. Unbekümmert darum, wie man aussah, eilte man nach Hause. Das weiße Kostüm der Herren ließ kaum noch etwas von seiner Urfarbe erkennen. — So geht es selbst bei der Erholung der Missionare oft nicht ohne Mühsal und böses Mißgeschick ab, und sie müssen nur dankbar sein, wenn es ihrer Gesundheit nicht gradezu Schaden zufügt. Schuld kann da niemand treffen; Wind und Wellen sind, wenn irgendwo, so in den Tropen unberechenbar.

Heuschrecken in Südafrika.

An einem Nachmittag im März des vorigen Jahres tauchte im Süden von Johannesburg, weit hinter den Minen, am Horizont eine breite, dunkle Wolkenwand auf. „Der übliche Sturm“, prophezeiten die Bergleute auf den Minen, die in diesem Sommer von auffallend vielen Gewittern heimgesucht wurden. Es war auch ein Sturm, der da heraufzog, aber ein Sturm, dessen gleichen die ältesten Leute sich nicht zu erinnern wußten. Kein Wind, keine Hitze, kein Donnern. Schwer und unaufhaltsam zog die riesige schwarze Wolke näher. Dann ging ein flirrendes Flattern durch die Lüfte, vereinzelte kleine fliegende Körper sah man anprallen an Dächer und Häuserwände, sie fielen halbbetäubt hinunter auf die Straße, erholten sich und krochen langsam weiter.

Die verwunderten Leute auf den Straßen wußten nun, welcher Sturm da herangezogen kam. Die ersten Vorläufer, die dünne Vorhut eines ungeheuren Heuschreckenschwarmes war es, die sich so ankündigte. Wenige Minuten später verfinsterte sich buchstäblich der Himmel. Wie durch einen gewaltigen dunklen Vorhang ward die Sonne verborgen hinter einer unabsehbaren, festen Masse von fliegenden braunen Heuschrecken — der verderblichsten Heuschreckenart. In Millionen zogen sie vorüber, in Billionen, in Myriaden. Kein Vergleich kann, so schreibt ein englischer Korrespondent aus Johannesburg, eine Vorstellung geben von der finsteren Gewalt des Schauspiels. Ueberall war der blaue Himmel, soweit das Auge reichte, von Heuschrecken und Heuschrecken verdeckt. Ostwärts hinaus bis über Genniston, westwärts bis hin nach Krügersdorp schien sich der unabsehbare Schwarm zu erstrecken. Wie Schneeflocken senkten sich die Tiere über das Land. Millionen der gierigen Insekten krabbelten und hüpften in den Straßen, Millionen vernichteten in kürzester Zeit die Gärten und Pflanzungen der Umgegend. Aber die, die da fielen und Gassen und Gärten überschwemmten, bildeten nur einen winzigen Bruchteil der Hauptmasse, die über sie hinweg ihren Flug fortsetzte. Sie genügten jedoch, um der ganzen Stadt in wenigen Minuten ein neues Gepräge zu geben.



Soldaten in der Hauptstadt Surinames.

Wie ein zolldicker, lebendiger, krabbelnder Teppich überziehen sie die Straßen, nur mit der größten Anstrengung winden sich die Fuhrwerke und Automobile fort durch die knisternde, brechende Masse der zahllosen Lebewesen. Die überraschten Fußgänger kämpfen einen heißen Kampf; entsetzt verteidigen sich die Damen gegen die Tiere, schlagen mit Schirmen um sich, schütteln schaudernd ihre Röcke. Mit Büchern und Zeitungen suchen sich die Männer der zahlreichen Angreifer zu erwehren. Die Hunde geben bald den Kampf auf und flüchten mit eingezogenen Schwänzen in irgend einen geschützten Winkel. An den Telegraphendrähten hängen Tausende der braunen Gesellen; der Telephonbetrieb versagt, die Dächer aller Häuser sind mit einer dichten, wogenden braunen Insektenschicht überzogen. Die Kleinbahnzüge stocken. Ueber die Schienen wälzt sich die Heuschreckenflut; die zerquetschten Tiere machen das Eisen schlüpfrig und glatt, so daß die Räder der Maschine nicht mehr greifen; alles Sandstreuen nutzt nichts. Bei zwei Straßenbahnwagen nutzt alles Bremsen nichts; mit stehenden Rädern gleiten die Bahnen den Hospital-Hügel hinunter und kommen erst auf ebener Erde zum Stehen. Der eine Wagen fährt dabei eine Droschke über den Haufen.

In den Vororten sind die Gemüse- und Obstgärten im Nu kahl gefressen. Wie Verzweifelte kämpften die unglücklichen Gärtner gegen die Millionen von gefräßigen Gästen: mit Stöcken und Tennisschlägern ziehen sie in den Kampf. Ueberall in der Stadt nisten sich die Insekten ein; sie dringen in die Teehäuser und Schenken, füllen die Häuser und Bureaus, überall sind die Heuschrecken. Umsonst schließt man Fenster und Türen. Durch Kamine und Schornsteinröhren kommen sie hereingezogen, winden sich durch die Ventilatoren, durch jeden Spalt, drängen sich mit jedem Besucher, der die Tür öffnet, ins Innere der Wohnungen. Ganz Johannesburg ist von Heuschrecken überflutet. Und doch ist die Hauptmasse des unabsehbaren Heeres über die Stadt hinweggeflogen. Nahezu fünf Stunden währte das Vorbeiziehen der Wolke; dann verschwand sie am nördlichen Horizont. Aber die Millionen, die in Johannesburg zurückgeblieben waren, füllten noch tagelang die Straßen, und ein widerlicher Dunst der verwesenden Tiere lag wie eine schwüle Erinnerung über der Stadt.

Ein Seereisebild.

Von Missionsdirektor Br. C. Buchner †.

Einige Tage sind verflossen, seit wir in Southampton das Schiff bestiegen haben. Der gefürchtete Meerbusen von Biscaya liegt hinter uns und mit ihm die Schrecken der Seekrankheit. Golden ist die Sonne aufgestiegen, in dunkelm Blau liegt die ruhige See vor uns, und alles verspricht einen schönen Tag. Wie hat auch das Frühstück nach der Seekrankheit so herrlich gemundet! Ein wohliges Behagen durchströmt Leib und Seele. Heute wollen wir einmal die Zeit benutzen, um uns ein wenig auf dem Schiff umzusehen und das Schiffsleben kennen zu lernen.



Der „Admiral" der Deutsch-Ostafrika-Linie.

Wir sind auf einem englischen Schiffe. Auf meinen längeren Seereisen habe ich deutsche, englische und holländische Dampfer kennen gelernt. Die deutschen stehen, was Bequemlichkeit, Verpflegung und praktische Einrichtung betrifft, unbedingt an der Spitze; die englischen bieten an Abwechslung und Bemühungen zur Unterhaltung der Reisenden das meiste; die holländischen zeichnen sich durch ihre liebenswürdigen Kapitäne aus. So habe ich wenigstens es gefunden; andere haben vielleicht andere Erfahrungen gemacht.

Unser Schiff, auf dem wir uns befinden, ist ein schon älterer Dampfer der sogenannten Castle-Linie und läuft von England nach Afrika.

In einem bequemen Stuhl an Deck liegend, halten wir zunächst unsere Morgenandacht. Diese Frühstunden auf dem Schiffe sind köstlich. In aller Ruhe und Gemächlichkeit kann man sich sammeln; keine drängende Tagesarbeit treibt zur Beschleunigung der Andacht, kein lästiger Besuch stört die Stille. Und während die Gedanken sich in das Wort Gottes und in das Gebet versenken, schweift das Auge über die unermeßliche Fläche des Meeres und schaut die Wunder des allmächtigen Schöpfers. „Herr, wie sind deine Werke so groß! Wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran."

Aber gerade heute werden wir aus der andächtigen Morgenstimmung unsanft herausgerissen. „Sir, shiprun?" so ertönt es an unser Ohr. Vor uns stehen ein Herr und eine Dame; die Dame hält in der Hand eine Anzahl numerierter Zettel. Fast auf allen englischen Schiffen ist es Sitte, einige Tage nachdem man die Fahrt angetreten hat und einigermaßen die Schnelligkeit des Schiffes beurteilen kann, auf den shiprun d. h. auf die Anzahl der Seemeilen, die das Schiff innerhalb 24 Stunden zurücklegt, Wetten zu machen. Dazu lud uns jene Frage ein. (Schluß folgt.)

Rätsel.

Am meisten wird sie spitz gebraucht,
Manchmal auch wohl gebrannt,
Man findet sie am Damenhut,
Und in des Dichters Hand.

L. F. in Berlin.

Quittung.

Ein Kistchen Stanniol und Flaschenkapseln gesammelt von den „Pensionärinnen des Schwesternhauses" in Gnadau durch Schw. E. Sülzle mit Dank empfangen.

Missionsbuchhandlung, Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Port extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 10. Oktober 1908. 9. Jahrgang.

Ein Seereisebild.

Von Missionsdirektor Br. C. Buchner †.

(Fortsetzung.)

1. Die Wette.

Fast auf allen englischen Schiffen ist es Sitte, einige Tage, nachdem man die Fahrt angetreten hat und einigermaßen die Schnelligkeit des Schiffes beurteilen kann, auf den shiprun d. h. auf die Anzahl der Seemeilen, die das Schiff innerhalb 24 Stunden zurücklegt, Wetten zu machen. Zu einer solchen Wette also lud uns jene Frage ein.

Zwar schlagen wir die Beteiligung aus, aber wir verfolgen doch die weitere Entwicklung der Sache mit einiger Spannung. Die Sache ist nicht so einfach, wie man denken könnte. Die Anzahl der täglich zurückgelegten Meilen hängt nicht nur von der Maschine des Schiffes ab, sondern wird mehr, als man meint, beeinflußt durch Wind, Wetter und Meeresströmungen, so daß sich bisweilen für den Laien fast unbegreifliche Unterschiede ergeben. Darum schwanken die Zahlen häufig sehr.

Angenommen das Schiff liefe für gewöhnlich etwa zehn Seemeilen in der Stunde, so würde dies für den Tag 240 Meilen ergeben. Die genannten mitspielenden Kräfte können aber, je nachdem, fördernd oder hindernd die Anzahl der Meilen auf etwa 270 steigern oder auf 200 mindern. Innerhalb dieser Grenzen nun von 200 bis 270 Meilen muß, wenn nicht ganz besondere Umstände eintreten, die Zahl der durchfahrenen Meilen liegen.

Um nun ganz sicher zu gehen, legt man auf beiden Seiten noch 10 Meilen hinzu. Es werden also Zettel gefertigt mit den Zahlen etwa von 190 bis 280. Eine Dame unterzieht sich der Mühe, diese Zettel, jeden für einen Schilling, anzubieten. Wenn alle Zettel untergebracht sind, findet auf dem Verdeck eine öffentliche Versteigerung statt. Sämtliche Zettel werden dem Auktionator zurückgegeben und von diesem versteigert. Die Hälfte des gelösten Preises fällt dem Besitzer des Zettels, die Hälfte der Gewinnkasse zu. Drei Preise werden ausgesetzt, die aus dem gelösten Gelde bestritten werden nach einem kleinen Abzuge für die Schiffskasse. Den Preis erhält der, der den Zettel mit der Zahl der zurückgelegten Meilen sein eigen nennt, den zweiten, der 10 Nummern darüber hat, den dritten, der 10 Nummern darunter hat.

Nehmen wir nun an, daß das Schiff in den ersten Tagen immer nur 240 Meilen gelaufen ist, so werden in der Auktion die Zahlen um 240, 230 und 250 die begehrtesten sein, während die anderen, je weiter sie sich von jenen Zahlen entfernen, um so wertloser werden und wahrscheinlich als unverkäuflich an den Besitzer zurückgehen. Die Sache hat ihre harmlose, ja oft komische Seite. Es ist drollig, zu sehen, wie manche sich bemühen, alle in Betracht kommenden Umstände zu beobachten und zu berechnen. Der Gang der Maschine, der Wind und die Wellen

werden beobachtet, die Matrosen werden mit Fragen über Meeresströmungen und andere Dinge gequält; nun glaubt man seiner Sache sicher zu sein, und doch wird man hernach schmählich getäuscht.

Aber es gibt noch eine andere Seite der Sache, die ich namentlich auf der Rückreise von West-Indien zu beobachten Gelegenheit hatte. Auf dieser Rückreise machte sich in sehr wenig angenehmer Weise ein Herr bemerklich, der, ein geborner Deutscher, völlig Engländer geworden war, leider aber von beiden Völkern die guten Sitten und Eigenschaften verloren oder sich nicht angeeignet hatte, dagegen alles, was etwa an einem Deutschen und Engländer unangenehm ist, in sich vereinigte und unfein war bis in die Fingerspitzen. Als gewiegter Handelsreisender wußte er sofort den shiprun zu einem einträglichen Geschäft zu machen. Er gründete einen Ring von etwa fünf Herren, die gemeinsame Sache machten und jedenfalls auch die Gewinne unter sich teilten, da auf diese Art der Gewinn fast immer in ihre Tasche floß, zumal da sie, wie man zuletzt behauptete, auch die Schiffsoffiziere zu ihrem Vorteil beeinflußten. So konnten sie bei der Versteigerung die Preise so hoch treiben, daß ihnen, zumal sie meist von vornherein im Besitz der gesuchtesten Nummern waren, auf alle Fälle ein schöner Gewinn blieb. Schließlich durchschaute man das Spiel, und der Eifer für das shiprun erlahmte fast völlig.

Wenn ich nun auch nicht an den Wetten teilnahm, so konnte ich doch gerade während der Auktion und zu Mittag, wenn die Zahl der durchfahrenen Seemeilen veröffentlicht wurde, höchst seltsame Studien machen. Niemals geben die Menschen sich natürlicher, und niemals vergessen sie so sehr alle sonst beobachtete Zurückhaltung, als wenn es um Geld geht.

2. Die Heizer.

Doch die Auktion ist vorüber; wir können uns einem andern Zeitvertreibe zuwenden. Da sich im Augenblick keine Delphine oder Wale sehen lassen, und da am ganzen Horizont kein Segel auftaucht, was sonst zu den angestrengtesten Beobachtungen und allen möglichen und unmöglichen Vermutungen Anlaß gibt, so schlendern wir über das Schiff und mustern alles aufs genauste. Immer wieder müssen wir staunen über die Reinlichkeit, über die in allen Teilen so kunstreiche und bequeme Einrichtung eines solchen Personendampfers, und wir fangen an, uns wirklich behaglich zu fühlen. Für alles ist gesorgt.

Da wird unsere angenehme Stimmung jäh unterbrochen. Alles ruft nach dem Schiffsarzte. Was ist geschehen? Ein armer Heizer ist, entgegen dem strengen Gebot, aus dem Heizraum auf das Deck gestürzt; er hat es in der entsetzlichen Hitze nicht mehr ausgehalten, und, um frische Luft zu schöpfen, rennt er auf das Deck, statt, wie ihm vorgeschrieben ist, sich in seine tiefer gelegene Koje zu begeben. Der schnelle Übergang von der — man sagt etwa bis auf 50 Grad R. — erhitzten Luft da unten zu dem kühlen Seewinde hatte aber die Wirkung, daß er bewußtlos zusammenbrach. Eine starke Lungenentzündung war die selbstverständliche Folge.

Unsere behaglichen Gedanken sind im Nu verflogen, und lebhaft folgen wir dem Gespräche, das sich aus Anlaß dieses Vorfalles zwischen den Reisenden und den Offizieren entspinnt. Ja, die Heizer, das ist ein eigenes Kapitel; und wer einmal in die Hölle des Heizraums hinuntergestiegen ist und die nackten Gestalten in ihrem mühseligen Hantieren gesehen hat, der vergißt das Bild nicht so bald. Man sagt mir, den Beruf als Heizer ergreifen nur solche, die irgendwie Schiffbruch gelitten haben und sonst keinen Rat wissen. Elend sollen die meisten unter ihnen an Lungenentzündung und Schwindsucht sterben. Der Gegensatz zwischen denen, die auf dem Schiffe, und denen, die recht eigentlich unten im Schiffe sind, ist so schreiend, wie er nur sein kann. Damit wir oben in aller Ruhe lachen, scherzen, tafeln und es uns wohlsein lassen können, geht unten ein Leben um das andere zu Grunde.

Nicht jeder kann die sich hier aufdrängenden Gedanken leichter Hand abschütteln; manchen verfolgen sie, wenn er im bequemen Schaukelstuhle auf Deck liegt oder bei dem üppigen Mahle im Salon sitzt, und liegen beängstigend auf ihm, wenn er sich in seiner bequemen Koje zum Schlafen niederlegt.

3. Um die Mittagszeit.

Wir haben die Lust verloren, weiter im Schiffe Entdeckungsreisen zu machen, und suchen wieder unsern Deckstuhl auf. Kaum aber haben wir Platz genommen, so schreckt uns der Klang der Glocke auf. Ist das nicht die Feuerglocke? Alles rennt und eilt zu den Pumpen; die Mannschaft schraubt die Schläuche an, und binnen kurzem schwimmt alles um uns im Wasser. „Wo brennt es denn? Was ist denn los?" Da, ein Pfiff, und schnell werden die Schläuche abgeschraubt, die Pumpen verlassen, und alles geht wieder ruhig seiner Hantierung nach. Es war nur ein Manöver, um die Wachsamkeit der Mannschaft zu prüfen — allerdings recht rücksichtslos gegen die Reisenden, denen der Schreck noch in allen Gliedern liegt. Sie müssen sich damit trösten, daß es Zeit zum Frühstück (lunch) ist, 1 Uhr. Lunch oder luncheon (spr. löntschen) nennt man den Imbiß, den der Engländer statt des Mittagessens einnimmt. Nach unseren deutschen Begriffen ist es aber ein vollständiges Mittagessen mit warmen Speisen.

Das Essen spielt auf dem Schiffe eine große Rolle, teils weil die Seeluft die Eßlust reizt, teils weil es die einzige Tätigkeit darstellt, die man üben kann. Auch in Beziehung auf die Kost stehen die deutschen Schiffe, jedenfalls der Norddeutsche Lloyd und die Hamburger Paketfahrt-Gesellschaft, unerreicht da. So feine Diners, wie auf diesen Schiffen, habe ich nirgends vorgesetzt erhalten. Die holländischen Schiffe bieten einfachere, derbere, aber sehr gut zu-

bereitete Kost; mir war sie nur oft zu fett und zu schwer. Die englischen Schiffe haben in den Gerichten eine reiche Auswahl; nur schade, daß fast alles Fleisch und namentlich das Gemüse Konserven sind. Nach und nach schmeckt alles gleich; der Geschmack von Zinn benimmt den Speisen allen eigenen Geschmack.

Doch halten wir uns nicht lange mit dem Essen auf; es gibt auf Deck wieder allerlei zu sehen. Heute Nachmittag sollen große Wettspiele veranstaltet werden, und alles rüstet sich dazu. Man muß es den Engländern lassen, in allem, was Sport ist, sind sie unerreicht. Spiel folgt auf Spiel; Rennen mit Hindernissen, durch Schläuche hindurch, über aufgetürmte Barrikaden hinweg, im Sprunge über markierte Gräben. Dann folgt Eieraufsammeln mit Löffeln (Coxfighting), dann allerlei Kraftübungen.

Einem Deutschen fällt unwillkürlich auf, wie alle diese Spiele mit voller Hingebung und ungeteiltem lebhaftem Eifer von den Teilnehmenden und Zuschauenden ausgeführt und verfolgt werden.

Zum Schlusse werden die Preise, für die zuvor gesammelt worden war, an die Sieger verteilt.

4. Der Abend.

Nun wird noch ein Stündchen im Gespräch mit irgend einem gleichgestimmten Reisegefährten verbracht; dann ruft die Glocke zum Diner um 6½ Uhr. Eine halbe Stunde vorher ertönt die Glocke zum erstenmal. Nun gilt es, sich umzukleiden. Während des Tages stellt niemand Forderungen an die Kleidung; man kann gehen, wie man will, und man bekommt den Eindruck, daß manche auf dem Schiff ihre alten Kleider abtragen. Aber das erfordert die gute Sitte, daß man zum Diner in einem möglichst gewählten Gesellschaftsanzuge erscheint, und es würde ein arger Verstoß sein, wenn nicht auch wir in unsere Kajüte verschwänden, um uns feinzumachen.

In elektrischem Lichte strahlt der Speisesalon, und die geputzte Gesellschaft macht einen festlichen Eindruck. Unser Steward (Kellner), ein Italiener, der deutsch sprechen zu können behauptet, erwartet uns schon und liefert zu Speise und Trank den nötigen Humor. Auf den Schiffen des Lloyds und den Hamburger Schiffen war während des Diners schöne Tafelmusik.

Während wir tafeln, ist schnell die Nacht hereingebrochen, und wenn wir auf das Deck zurückkehren, leuchten überall die elektrischen Lichter. Es ist ein ergreifend schönes Bild, das ruhig dahingleitende Schiff im Glanze seiner Lichter und darüber der klare Himmel. Je südlicher wir kommen, um so leuchtender und, ich möchte sagen, um der unbekannten Sternbilder willen geheimnisvoller wird der Himmel; und wenn noch das Meerleuchten hinzukommt, so kann man bei ruhiger See wirklich von zauberhafter Schönheit reden.

Auf Deck herrscht reges Leben, in Gruppen wandeln die Reisenden hin und her, und die verschiedensten Sprachen tönen uns entgegen. Nach und nach



Eine Kuli-Niederlassung in Trinidad.

werden die Deckstühle wieder aufgesucht oder es geht in den Rauch- und Damensalon.

Nicht selten erscheint die Musikbande auf dem Deck.

Auch aus dem Damensalon tönt Musik und man hat Gelegenheit, gute und schlechte Musik zu hören; jeder gibt, was er gerade kann. Unvergeßlich bleibt mir der Gesang des einfachen Liedes „Des Sommers letzte Rose.“ Eine Dame sang es; ich habe nie etwas Ähnliches gehört an Schönheit der Stimme und wundervoller Verbindung von natürlicher Einfachheit und geschulter Kunst.

Auch findet bisweilen im Speisesalon eine Vorlesung oder eine sonstige Unterhaltung statt, so daß der Abend schnell vergeht. So angenehm der Tag war, der Gedanke, der sich uns vor allen aufdrängt, wenn wir unsere Koje aufsuchen, ist doch der: Gottlob wieder ein Tag der langen Reise vorbei!

Nun liegen wir in der bequemen Koje. An den Lärm, den die über uns hinlaufenden Steuer- und sonstigen Ketten verursachen, sind wir so gewöhnt, daß sie uns am Schlafen nicht hindern.

Nun gute Nacht! Aber im Einschlafen nach dem Abendgebet wandern mit fast schmerzendem Heimweh unsere letzten Gedanken in die Heimat und zu den Lieben daheim: Gott schütze euch und mich! „Gute Nacht!“



Zuckerrohr-Ernte in Westindien.

Eine Schlangenbegegnung.

Es war einmal in einer Regenzeit, so erzählt Bruder Prellwitz in Suriname, da kroch aus dem Grase eine Schlange hervor, die sich einen trockenen Fleck suchen wollte, auf dem die Sonne ruhte. Ich war auf dem Weg zu unseren Bananen. Auf dem Rückweg benutzte ich einen schmalen Pfad, der durch hohes Gras hinführte. Da trat ich mit einem Male auf etwas Weiches. Ehe ich mich noch recht besinnen kann, fängt sich's an, mir um die Füße zu wickeln, ich trample hin und her, springe in die Höhe, aber es sitzt fest; dann fange ich an, zu laufen und streife das Tier ab, dabei aber falle ich hin. Beim Aufspringen merke ich, daß sich eine ungeheure Schlange aus dem Graben her auf mich zu bewegt. Ich war natürlich entsetzlich erschrocken. Nach kaum 20 Schritten traf ich eine zweite. Es war eben ein schöner sonniger Platz. Gott sei Dank aber kam ich unversehrt nach Haus.

Wie Eltern durch Kinder gewonnen werden.

Ein Missionar schildert, wie oft der Weg zu den Herzen der Alten durch die Kinder geht. Er schreibt: „Es ist mir eine Freude zu sehen, wie manchmal die Alten durch die Kinder gewonnen werden. Ich kenne eine ganze Reihe von Familien, die Christen geworden sind, weil die Kinder sie gewissermaßen dazu gedrängt haben. Wenn es zu vermeiden ist, werden unmündige Kinder nicht ohne ihre Eltern getauft. Nun gibt es aber viele Schüler, die, innerlich angefaßt, durchaus Christen werden wollen. Die Eltern können dann den Bitten und Vorstellungen eines solchen Kindes auf die Dauer nicht widerstehen. So kommen Jahr um Jahr heidnische Eltern scheinbar unvermittelt auf einmal zum Gottesdienst, eben weil sie ihren Kindern zu Willen sind, andere kommen auch, wenn sie sehen, daß ihre meisten erwachsenen Kinder bereits Christen geworden sind. Sie können dann nämlich nicht mehr darauf rechnen, daß sie nach ihrem Tode auf heidnische Weise begraben werden. So lange die Heiden in einer Sippschaft die Mehrheit bilden, hält es schwer, die Alten zu bewegen, in den Gottesdienst zu kommen. Sobald aber von ihren Kindern oder Enkelkindern die Mehrzahl Christen geworden sind, wissen sie, daß sie nicht mehr nach ihrem Tode unter heidnischen Gebräuchen der Erde übergeben werden. Dann werden auch diese alten Heidenherzen weich, und sie nähern sich, um doch als Christen zu sterben und mit Ehren zu Grabe geleitet zu werden. Daß unter solchen Verhältnissen ein wirkliches Heilsverlangen erst während des Taufunterrichtes geweckt werden muß, ist klar.“

Rätsel.

Ein Maler reiste wohlgemut
3 Süden, wie so mancher tut,
Sich zu erfreun und nebenbei
Die Künstlerhände zu 2 3.
Zu 3 2 - Bildern aller Art
Motive suchen, schön und zart,
Das war der Reise edles Ziel.
Allein das Schicksal hat sein Spiel:
Beständig 2 3, das ist schlimm,
Das kann des besten Menschen Grimm
Das ganze; und die Kunst zumal
Sucht Himmelsblau und Sonnenstrahl.
Kurzum die Reise war kein Glück,
Und mißgestimmt kam 1 zurück.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Port extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 0 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 11. November 1908. 9. Jahrgang.

Allerlei Ergötzliches und Ernstes von einer Predigtreise im Moskitolande.

Von Br. H. Berckenhagen, bisher Missionar in Nicaragua.

1. Der Aufbruch.

Wenn jemand eine Reise tut, so kann er was erzählen. Dies Wort gilt auch von den Missionaren und ihren Reisen zu Wasser und zu Lande. Laßt mich heute ein weniges von unseren Fahrten im Moskitolande erzählen.

Als mein lieber Kollege Br. E. berufen worden war, die Missionsstation Twappi zu gründen, wollte er sich einmal zuerst Land und Leute daselbst ansehen. Er forderte mich, noch einen Neuling unter dem Indianervolk, auf, ihn auf der Reise dahin zu begleiten. Gern willigte ich ein, um allerlei zu sehen und zu hören, zumal ich nach der Aufnahme seiner Tätigkeit in Twappi die Station Ephrata übernehmen sollte, wo ich jetzt, neben meinem Kollegen, noch die Sprache und vieles andre zu lernen hatte.

Es wurde beschlossen, daß wir an einem schönen Tage bei eintretender Ebbe (Ephrata liegt an der See) am Strand entlang bis zum Wawafluß gehen und von da über Karata unsern Weg fortsetzen wollten. Und so geschah es. An einem prächtigen Morgen machten wir uns früh um 4 Uhr auf den Weg. Der Mond stand noch am Himmel. Von Reisegepäck hatten wir nur das Allernötigste mitgenommen, da wir am dritten Tage wieder zurück sein wollten. Mein guter Kollege hatte seine Wasserstiefel angezogen, was mir sehr unnötig erschien, da deren lange Schäfte im tropischen Klima sehr warm machen, auch das Gehen behindern.

2. Was Wasserstiefel nützen können.

Wir mochten etwa eine Stunde lang fröhlich ausgeschritten sein, als wir an einen schmalen Bach kamen, der unsern Weg kreuzte. Es gelang mir zwar trocknen Fußes über denselben hinüberzukommen, da ich weiter oberhalb einen Baumstamm als Brücke vorfand, doch schaute ich nicht mehr mit zu stolzer Verachtung auf die Wasserstiefel meines Kollegen, denn dieser konnte, ohne nach einer Brücke suchen zu müssen, so den Bach durchschreiten, wie auch dies schon bei vorherigen kleinen Rinnsalen der Fall gewesen war. Fast neidisch aber wurde ich auf die Wasserstiefel meines Begleiters, als wir vor einem breiten Bach standen, über den man weder mittelst eines Baumstammes, noch auf sonstige Weise trocken hinüber kommen konnte. Nun wäre es ja wohl am einfachsten gewesen, sich Stiefel und Strümpfe auszuziehen und dann durchzuwaten. Aber dagegen war zu bedenken, daß das Wasser noch kühl und unsre Füße erhitzt waren, und auch, daß man nicht wissen konnte, was auf dem Grund des Baches verborgen lag. Stachelrochen finden sich häufig in seichtem Wasser, und wer darauf tritt, kommt selten ohne eine

Wunde davon, die ihm durch den Schwanzstachel dieses Tiers beigebracht wird, und die manchmal recht schmerzhaft, ja gefährlich sein kann. Mein guter Kollege brauchte sich nicht lange zu besinnen; vermittelst seiner langen Stiefel durchschritt er den Bach, während ich noch auf Mittel und Wege sann, trocken auf die andre Seite zu kommen. Da kam mir ein Mittel in den Sinn. „Wirf mir doch“, so rief ich meinem Freunde zu, „Deine Stiefel herüber, zunächst aber nur einen, damit ich sehen kann, ob sie mir auch passen.“ Hilfsbereit wie immer, zog er sofort einen Stiefel aus, und schleuderte ihn mir zu. Aber der Wurf war leider nicht kräftig genug, er reichte nur aus, um den Stiefel mit einem Plumps in der Mitte des Baches landen zu lassen. Nur eine Minute etwa trieb der Langschaft auf der Oberfläche des Wassers, dann füllte er sich langsam mit dem nassen Element, und nur zu bald bezeichneten einige aufsteigende Wasserblasen die Stätte, wo er sich niedergelassen hatte. Unter diesen traurigen Umständen, die uns freilich nur herzliches Lachen zu entlocken im Stande waren, blieb meinem Kollegen weiter nichts übrig, wollte er sein Fußbekleidungsstück nicht dem Meer und dessen Ungeheuern preisgeben, als so bald wie möglich, d. h. mit einem Stiefel und einem Strumpf angetan, dem Verunglückten nachzueilen und ihm wieder „auf die Beine“ zu helfen. Und mir blieb nun, jeder Aussicht auf ein trocknes Durchkommen beraubt, nichts übrig, als den Bach zu durchwaten und mir so meine Stiefeletten voll Wasser zu füllen. In heiterer Stimmung setzten wir uns auf einen der vom Meer angeschwemmten Baumstämme, suchten unsre Strümpfe durch Auswinden möglichst trocken zu machen und setzten dann unsren Weg munter fort. Die zuerst etwas unangenehme Empfindung von nassen Strümpfen in nassen Schuhen war bald vergessen. Mit einem Morgenlied begrüßten wir die aus dem Meer emporsteigende Sonne und erreichten nach nochmaliger zweistündiger Wanderung das Dorf Kia, welches nur noch eine halbe Wegstunde vom Wawafluß entfernt ist.

3. Der eingeschobene Gottesdienst.

Es war 8 Uhr geworden, und die Sonne hatte jetzt schon durch ihre nicht mehr geringe Wärme Stiefel und Strümpfe getrocknet. Unser nächstes Anliegen war nun, zwei Leute zu gewinnen, die uns den Wawafluß hinauf — etwa eine Stunde Ruderns — auf unsre Missionsstation Karata, von welcher Station das Dorf Kia eine Außenstation ist, bringen sollten. Sie waren auch dazu bereit, wollten uns aber nicht so ohne weiteres durchziehen lassen, sondern baten erst, daß wir ihnen eine Versammlung halten möchten. Mein lieber Kollege willigte ein, und in kurzer Zeit waren die Einwohner der Dörfchens in ihrem von ihnen selbst zu gottesdienstlichen Zwecken erbauten Hause versammelt. War es auch nur ein schmuckloses Wattelhäuschen aus zusammengeflochtenen Bambusstäben mit einem Palmblätterdach, ohne Fußboden, ohne Fenster und ohne Bänke, so erfüllte es doch den Zweck, Platz zu bieten für Leute, die sich um Gottes Wort versammeln wollen. Wer sitzen wollte, mußte entweder auf dem festgestampften Erdboden Platz nehmen oder sich eine Sitzgelegenheit mitbringen;



darum trugen manche eine rohgezimmerte Fußbank oder eine Kiste zu diesem Zwecke herbei. Auch für uns gab es ja eine Kiste zum Niedersitzen. Für meinen Kollegen, dem das Halten der Versammlung zufiel, stand diese hinter einem Tischchen, dem „Liturgustisch". Natürlich nahm er darauf Platz in seinem Reiseanzug und mit seinen Wasserstiefeln. Es wurden einige Verse des auch ins Moskito übersetzten Liedes „Jesu, geh voran" gesungen, worauf mein Kollege eine einfache biblische Ansprache hielt, von der ich, da er natürlich in der Sprache der Indianer redete, nur wenig verstand. Nachdem mit Gesang und Gebet geschlossen war, mußten wir uns eilig auf den Weitermarsch begeben, denn die Flut stieg schon bedenklich den Strand hinauf.

4. Rufen und keine Antwort.

Die Leutchen fertigten uns nun mit der guten Hoffnung ab, daß auf der andern Seite der Flußmündung sich Leute aufhielten, die uns auf unser Rufen hin holen und nach Karata befördern würden. Ihren Worten vertrauend, gingen wir bis zum Fluß und taten, wie wir gelehrt waren. Aber trotz unsers wiederholten Rufens, das wir mit vereinten Kräften ausführten, kam weder ein Boot, noch eine Antwort. Entweder waren die Leute nicht da, oder sie stellten sich absichtlich schwerhörig, weil sie vermuteten, daß wir sie um eine Hilfe bitten wollten. Eine halbe Stunde lang mochten wir so gerufen und gewartet haben, da erschien zu unsrer Freude ein Kanu (Baum-Boot) mit zwei Ruderern aus dem Dorf, das wir unlängst verlassen hatten, und von wo wir mit guten Hoffnungen entlassen worden waren. Unser wiederholtes und lang fortgesetztes Rufen hatte ihnen klar gezeigt, daß weder sie noch wir auf die Leute jenseit des Flußes warten könnten. So stiegen wir in das nicht zu große Kanu, und fort ging es, den Fluß hinauf, der Lagune zu, an welcher das Dorf Karata, unsre gleichnamige Missionsstation, liegt.

5. Was ist ein Kanu?

Aber was ist ein Kanu? fragt vielleicht mancher. Ist das ein Boot? Ja, und zwar ein solches, das aus einem Stück Holz, aus einem Ceder- oder Mahagoni- Baumstamm herausgearbeitet ist. Je nach der Länge und dem Umfang des Baumes gibts ein dementsprechendes Kanu, d. h. etwa von 4 bis 10 Meter Länge und einer Breite von $1/2$ bis $1 1/2$ Metern. Gewöhnlich erhöht man die Seiten durch Aufsetzen von 5 bis 10 Centimeter breiten Hölzern, versieht es auch mit Rippen, einem Kiel und streicht meist das Ganze mit verschiedenen Ölfarben an. Natürlich fehlt auch nicht die Segelbank und mehrere herausnehmbare Sitzbretter, so daß ein solches Kanu ebenso gut und schön sein kann, wie die Boote in der Heimat. (Die Ausarbeitung aus den rohen Stämmen besorgen die Sumuindianer; sie sind darin Meister.) Außer dem Kanu gibt es noch ein andres Fahrzeug, die Pitpan, welche wie jenes auch aus einem Baumstamm gefertigt wird. Es hat aber eine andere Form, ist ohne Kiel, die beiden Enden sind nicht spitz, sondern vom Boden nach oben stumpf und breit ausgehend. Die Pitpan dient hauptsächlich dazu, um die seichten Flüße und Flüßchen befahren und über Stromschnellen und Wasserfälle leichter hinwegkommen zu können.



Die Pitpan.

(Fortsetzung folgt.)

Die Alaska-Burschen und ihre Lesekunst.

In einem der letzten Berichte, die der amerikanische Missionar Br. Rock aus Bethel am Kuskokwimfluß über die Leistungen seiner Schulkinder einschickte, fanden sich einige Sätze, die uns interessieren. Er hat den Eindruck gewonnen, daß die Eskimokinder durchaus fähig sind, etwas Ordentliches zu lernen. Auch fehlt es ihnen an der nötigen Willigkeit nicht. Eine große Schwierigkeit aber gilt es in der Schule zu überwinden. Für die können die Kinder nichts. Sie sollen nämlich englisch lernen, englisch lesen, schreiben und sprechen. Das ist keine Kleinigkeit für so einen Eskimoburschen, der außerhalb des Schulhauses bloß seine Alaskalaute hört. Nur die wenigen Weißen, die durchs Land ziehen oder im Lande sich ansässig gemacht haben, sprechen englisch. Und mit diesen kommt der gewöhnliche Eskimobursche nicht viel zusammen. Die Eingeborenen aber reden ihre Eskimosprache und sonst nichts. Und nun muß in der Schule englisch gehört, gelesen und womöglich gesprochen werden!

Das Ergebnis der englischen Studien ist nun auch kein anderes als dieses: Nur vier oder fünf Knaben hatten es zum Lesen gebracht, die anderen kamen aus dem Buchstabieren nicht heraus. Zum Sprechen aber waren nicht einmal jene vier oder fünf, welche die Lesekunst erfaßt hatten, zu bringen.

Ein großer Uebelstand war nämlich auch der: Die Kinder hatten von vielen Gegenständen, die in ihrem Lesebuch behandelt wurden, keine Ahnung. Die

meisten Dinge, die in den Lesestücken geschildert wurden und von denen die Rede war, waren ihnen völlig fremd. Da fing die Belehrung mit Vorführung und Schilderung einer Katze an. Ja deutschen und amerikanischen und englischen Kindern ist eine Katze etwas sehr bekanntes, eines der gewöhnlichsten Haustiere. Deshalb erfahren solche Kinder ganz gern in ihrem Lesebuch etwas Näheres über die Katze. So ein armer Alaskabewohner, vollends ein kleiner, der noch nie über sein Geburtsdorf hinaus gekommen ist, hat eine Katze noch nie gesehen, ja wird wohl in seinem Leben überhaupt nie eine Katze zu Gesicht bekommen. Dann wird im Lesebuch ein schwarzer Regenschirm vorgeführt. Ja woher soll ein Eskimo wissen, was ein Regenschirm ist? Selbst die Missionare werden kaum viele Regenschirme im Gebrauch haben. Im Winter schneit es und friert es und stürmt, da kann man mit Regenschirmen nichts anfangen, und im Sommer muß man auch praktischer gekleidet gehen, als daß man mit einem solchen Sperrgut, wie es der Regenschirm ist, herumspazieren könnte. Die Gänse, die weiter im Lesebuch behandelt werden, die sind den Alaskabewohnern bekannt. Wenigstens bringt ihnen jedes Frühjahr wilde Gänse. Was sollen sie aber wieder mit dem großen Spazierstock Roosevelts (des Präsidenten der Vereinigten Staaten) machen, und wie sollten sie verstehen, was in einem langen Lesestück über den trefflichen amerikanischen Dichter Longfellow (sprich longfello) Gutes und Schönes gesagt wird?

Nach dem allen freuen wir uns zu hören, daß im vorigen Jahre (1907) bei der Regierung der Vereinigten Staaten der Wunsch niedergelegt worden ist, sie möge veranlassen, daß die armen Eskimokinder in den Alaskaschulen ihre eigenen Lesebücher erhalten, in denen nur Dinge stehen, die sie verstehen. Vielleicht werden Missionare, die unsrigen oder die anderer Kirchen, damit beauftragt, ein solches Lesebuch auszuarbeiten; denn wenn nicht alle, so möchten doch die meisten Lesestücke in der Eskimosprache geschrieben werden. Das diese nicht von allen Weißen beherrscht wird, läßt sich begreifen. Aber die Missionare könnten gut ein solches Lesebuch in Eskimosprache zusammenstellen. Jedenfalls wird wohl bald vorzüglich für die Eskimoburschen und Mädchen gesorgt werden; denn die Regierung der Vereinigten Staaten tut sehr viel für Alaska. Und darüber freuen wir uns.

Kinderfest in Demerara.

In unserer Kirche in Queenstown in Demerara wurde am letzten Sonntag im August Kinderfest gefeiert. Bedeutsam war der Umstand, daß die Kinder selbst einen hervorragenden Anteil am Gottesdienst nahmen. Sie sagten die Schriftabschnitte auswendig her, darunter einen Psalm, an dessen Deklamation abwechselnd zwei Abteilungen teilnahmen. Sie sangen auch und trugen besonders zwei Lieder recht gut vor. Und hätten wir auf die Orgelbank sehen können, so würden wir die überraschende Entdeckung gemacht haben, daß die Orgel von niemand anders gespielt wurde, als von zwei Knaben, von denen der eine der elfjährige Sohn des Predigers, Br. Dingwall, war.

Wer etwas für die Brüdermission geben will,

der braucht in diesem Jahre nicht lang zu fragen: Wo wird ein Scherflein am nötigsten gebraucht? Ach, da drückt uns die schwere Schuldenlast von einer Viertel Million Mark! In Zahlen 256000 Mk. Ist das nicht ein Riesenberg? Bis der abgetragen ist, da braucht es vieler Tausend großer und kleiner Gaben.

Ich weiß aber noch einen Wunsch, den einer unserer Missionare trotz der so nötigen Missionsschuld-Tilgung gern bald erfüllt sähe. Br. Seibt in Urambo sehnt sich schon seit einem Jahre darnach, aus seinen jungen Christen ein Bläserchor zu bilden. Dazu bedarf es aber der Posaunen, der großen und kleinen Blasinstrumente. Und um diese kaufen zu können, ist Geld nötig. Gegen 200 Mark. Ich glaube, 100 Mark sind schon gesammelt. Es fehlt also noch die Hälfte dessen, was erforderlich ist.

Es ist gar nicht nötig, bloß Geld zu geben. Wer Stanniol sammelt oder auch gebrauchte ausländische Briefmarken einschickt, der hilft ebenfalls mit, denn beides kann hier verkauft und also daraus Geld gewonnen werden.

Und damit danken wir allen lieben Gebern und Sammlern für alles, was sie bisher schon für die Brüdermission getan haben. Etwaige Gaben bitte zu senden an die Missionsverwaltung in Herrnhut.

Rätsel.

Es 1; in Versen will ich ihn besingen,
Der zierlich trägt sein blütenweiß Gewand.
Er kam zu uns aus einem fernen Land,
Geziert mit einem Doppelpaar von Schwingen.

1 2 und kostbar ist die zarte Wiege,
Die er, ein fleißiger 3 4, sich schuf.
Durch alle Lande geht ihr hoher Ruf.
Den rohen Stoff bewältigt sie im Siege.

Sie selbst ein Stoff, 2 aber Königinnen
Als Wertbesitz bewahren ein 3 2.
Geziert mit Gold und Silberstickerei,
Trägt ihn der Fürst in 1 4 Pracht von hinnen.

Wie sollt ich nicht mein Lob ihm können spenden?
Wie wohl sein Leben nur ein kurzes Glück,
So läßt er doch das werte Gut zurück,
Das Arbeit schafft viel tausend fleißigen Händen.

Qw.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Port extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet



Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 12. Dezember 1908. 9. Jahrgang.

Allerlei Ergötzliches und Ernstes von einer Predigtreise im Moskitolande.

Von Br. H. Berckenhagen, bisher Missionar in Nicaragua.

(Schluß.)

6. In Karata.

Wir landen in Karata. Die Ufer der Lagune sind ganz flach; nur in der Ferne sieht man Berge aufsteigen. Kara bedeutet auf Moskito Seidengras, Ta Spitze, in diesem Fall Landspitze oder Landzunge. So heißt also Karata Seidengras — Landzunge. Offenbar wuchs in früherer Zeit hier Seidengras, wo jetzt das Dorf steht. Wir steigen am Bootshaus der Missionsstation aus. Da kommt schon Br. P., der hier angestellte Missionar. Nachdem wir den Zweck unsers Kommens ihm mitgeteilt, hören wir, daß er ebenfalls nach Twappi zu gehen beabsichtigt, da er dort Taufen zu verrichten hat, daß er aber nicht vor dem Abend gehen kann, weil er hier, in seiner Gemeine, am Nachmittag eine Trauung halten muß. Twappi, wo erst kurze Zeit ein Missionsgehilfe angestellt war, stand unter dem Karata-Missionar. Wenn uns auch der lange Aufenthalt nicht ganz genehm war, so freuten wir uns doch des mehrstündigen Zusammenseins mit lieben Geschwistern, sowie der Aussicht auf gute Weiterbeförderung und angenehme Reisegesellschaft. Aus irgend einem Grund verzog sich die Trauung bedeutend über die angesetzte Zeit hinaus. Und als sie dann vollzogen war, mußte der Missionar noch an dem üblichen Festmahl teilnehmen, das unter den Indianern gewöhnlich aus Brot und Kaffee besteht und zu dem meist das ganze Dorf eingeladen ist.

7. Die Lagune mit ihrem Meerleuchten.

Es mag 7 Uhr gewesen sein, als wir ins Boot stiegen. Unser Ziel war heute abend das kleine Dorf Kamla; die Reise dahin führt über die Karata Lagune, ein Stück den Wawafluß hinauf, dann in einen Bach und weiter durch die Savanna zu Fuß. Wundervoll war die Fahrt über die Lagune. Die Sterne winkten uns durch die klare Luft freundlich zu. Es herrschte Windstille und die salzige Flut strömte in die Lagune. Der Mond hatte sich erhoben, das schönste Schauspiel war das Leuchten des Wassers, das ich so schön nie wieder gesehen habe. Wir stritten nicht darum, ob Milliarden von kleinen Tierchen oder was sonst dies wunderbare Leuchten des Wassers verursachten. Wir freuten uns vielmehr der prächtigen Erscheinung. Tauchten die Ruder ins Wasser, so entstand ein silberner Trichter, dem durch die Fortbewegung des am Bootrand hingleitenden kurzen Ruders oder Paddels ein breites silbernes Band entquoll. Die von den Rudern fallenden Wassertropfen glichen silbernen Perlen. Zog man den Finger im Wasser entlang, so sah man einen silbernen Streifen; oder kam ein Fisch so weit herauf, daß er mit seiner Rückenflosse die Oberfläche des Wassers streifte, so zeigte sich eine silberne Linie. Als wir aus der salzigen Flut heraus waren, hörte auch das Leuchten auf.

8. Nachtgottesdienst.

Als wir dem Boot entstiegen, stand der Mond schon hoch, die 9. Stunde mußte vorüber sein. Wir wanderten nun auf einem sanft ansteigenden Pfad dem in offener Savanna liegenden Dörfchen zu. Schon sah man die Dächer mit ihren von der Tropensonne ausgebleichten Palmblättern; sie erinnerten in dieser Mondbeleuchtung an die Strohdächer der Dörfer in der deutschen Heimat. Da unser Kommen durch einen Boten gemeldet war, wunderten wir uns, weder eine menschliche Gestalt zu sehen, noch auch eine Stimme zu vernehmen; nur Hundegebell. Die Menschen schienen fest zu schlafen. Die Kinderregel: früh ins Bett und früh wieder auf, befolgt auch der Indianer. Wir kamen an das Haus der alten Frau, wo der Missionar bei seinen Besuchen sich aufzuhalten pflegt, auch hier war alles still. Erst als die Leute, welche uns von Karata hierhergebracht, mit nicht gerade leiser Stimme uns anmeldeten, wurde Leben. Nun rief man von einem Haus zum andern: „Die Missionare sind gekommmen." Bald waren alle Leutchen auf den Beinen, und nicht etwa nur, um uns zu begrüßen, nein, sie erschienen in ihren Sonntagskleidern und erwarteten, daß ihnen, trotz der späten Stunde, eine Versammlung gehalten würde. Wie in Kiha, so hatten auch diese Leutlein ein Häuschen errichtet, um darin zusammenzukommen, wenn ein Missionar oder Helfer ihnen die frohe Botschaft von Jesu verkündigen wollte. Es war eine eigenartige, aber eindrucksvolle Stunde, diese Nachtversammlnng in dem Häuschen jenes weltfernen Dörfchens. Die reinlich gekleideten Gestalten kauerten meist auf dem Boden, ihre braunen Gesichter mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Br. P. gerichtet, der, hinter einem Tischchen und — wie auch wir — auf einer Kiste sitzend, zuerst sprach. Manche Frauen hatten auch ihre schlafenden Kinder mitgebracht. Auf dem Tisch stand eine Laterne, die einzige Beleuchtung des Raumes. Br. P. hatte als Text das Gleichnis von den zehn Jungfrauen, welches sich bei dieser Gelegenheit so besonders nahe legte und bei welchem man auch auf Verständnis rechnen konnte. Die Leute hatten unserm Kommen entgegengesehen, da es sich aber verzog, waren sie zur Ruhe gegangen und alle eingeschlafen. Erst der Ruf: „Die Missionare sind gekommen" hatte sie aufgeweckt. Nachdem auch noch Br. E. gesprochen, und wir gebetet und gesungen hatten, gingen wir zum Haus der alten Frau zurück, um etwas zur Stärkung für den Leib zu uns zu nehmen.

9. Nachtimbiß und Nachtruhe.

Kaffee, Brot und Zucker hatten wir von Karata mitgenommen. Der Kaffee mußte aber erst gekocht werden. Man unterhielt sich mit den Leuten, die sehr gern Neues hören. Einige brachten für uns und unsre Ruderer gekochte Kassava, Eier, Fleisch und auch



Missionsstation Karata in Nicaragua.

Fisch. Letztere beiden Eßwaren sahen nicht sehr begehrenswert aus, doch ging es uns noch nicht wie einem meiner Kollegen. Dem brachte ein Alter gekochten Fisch, aber er konnte durch den Geruch schon von weitem feststellen, daß der in Fäulnis übergegangen war. Zudem deckte der gute Mann, als sein Gast durch die Unterhaltung mit andern abgehalten war, seine Gabe sogleich in Empfang zu nehmen, den Teller mit seinem alten Hute zu. Einige Tassen hatten die guten Leute für uns aufgetrieben, aber Löffel gab es nicht. So rührten wir mit Messer und Bleistift um. Mitternacht mußte herangekommen sein, als wir unser Lager aufsuchten. Wir schliefen in einer Hängematte, für mich etwas Neues. Ob ich überhaupt geschlafen habe? Das ungewohnte Liegen, eine zu kurze Hängematte und der Rauch von glimmenden Kohlen in der Ecke der Hütte, der in den Augen brannte, waren zu viel auf einmal, um überwunden zu werden. Dazu gab es sonst noch mancherlei Ungewohntes. Man bedenke, daß die Hütte alles in allem war: Wohn- und Schlafzimmer, Küche und Vorratsraum. Aber wozu die glimmenden Kohlen in der Nacht? Weil die Leute meist keine Streichhölzer haben, so können sie an den Kohlen jeden Augenblick eine Flamme anfachen und das längere oder kürzere Tonpfeifchen anzünden, welches als Schlafmittel sowohl von Männern wie Frauen fast ohne Ausnahme benutzt wird.



Der Missionar auf dem Ritt.

10. Hoch zu Roß.

Zwischen 3 und 4 Uhr hörte man Pferdegetrappel; es waren die Tiere, auf welchen wir die Weiterreise nach Twappi antreten sollten. Toilette war bald gemacht; Frühstück gab es nicht. Die Pferde wurden gesattelt, und wir saßen auf. Br. P. war das Reiten schon gewohnt, nicht aber wir. Dazu hatte jener, wie er schon in eigner Hängematte geschlafen hatte, auch seinen Sattel mitgebracht. Für uns gab es geborgte, und nicht die besten. Bei dem meinigen machten sich hinten Nägel fühlbar, und ein Steigbügel war von Holz, an einem Strickchen befestigt, der andere aus Baumbast; dazu war der eine lang, so daß ich mein Bein ganz ausstrecken mußte, der andre weit kürzer, so daß ich mit aufgezogenem Bein zu sitzen genötigt war. Aber fort mußten wir, und fort ging's, wenn auch nur im Schritt. Das Pferd meines Ephrata-Kollegen hatte keine Lust, in die Ferne zu ziehen, sondern bog bald vom Wege ab, ohne daß er's hindern konnte, und ging mit ihm unter einen knorrigen Orangenbaum, so daß man für ihn Absaloms Schicksal befürchten konnte. Aber einer der Indianer nahm es am Zügel und führte es nun ein gut Stück Weges, bis wir in eine Niederung kamen, wo die Pferde in dem morastigen Boden müde wurden und es aufgaben, an armen unbeholfenen Reitern ihr Mütchen zu kühlen. Allmählich richtete man sich auch besser im Sattel ein, wenn es auch gefährlich genug war, als unser Karata-Kollege später in der offenen Savanna sein Pferd in Trab setzte und die unsern in gleichem Tempo nachfolgten. Während der sattelfeste Kollege mit geschwungenem Stock und fliegenden Rockschößen dahinsauste, so daß ein Fremder in ihm kaum den Boten des Friedens gesehen haben würde, mag man uns bemitleidet haben, da wir eher einem glichen, der die Bewegungen des Pendels nachahmen will, als einem ehrbaren Reitersmann. Glücklicherweise aber gab es keinen Beobachter außer etwa den treuen Tumbu, den Dorfschulzen von Twappi, der mit uns den Weg machte.

11. Tumbu.

Ich muß diesen Mann hier gleich vorstellen. Sein Christenname war Zacharias, was er nicht verfehlte, jedem Neuangekommenen klar zu machen. Dennoch nannte ihn jeder bei seinem alten Namen Tumbu. Er ist bei den Anfangsschwierigkeiten in Twappi, wie auch später, meinem lieben Kollegen dort eine große Hilfe gewesen, hat ihm auch manchesmal zur Aufmunterung gedient. Als er einmal einen abgelegten Sonntagsrock von seinem Missionar bekommen hatte, trug er diesen mit Stolz an den Sonntagen, auch habe ich ihn damit in Bluefilds bei den Ratsversammlungen gesehen. Es focht ihn nicht an, daß er sich die zu langen Rockärmel umschlagen mußte. Dieser gute Mann war auch unser Führer, als wir gegen das Ende unsrer Reise durch den Twappi-Bach hindurch mußten.

12. Twappi und Umgegend.

Das war wieder ein besonderes Ereignis für uns, auf Pferderücken auf dem so unsicheren Pfad zuzubringen. Da ging's erst ein ziemlich steiles Ufer hinab, dann sprangen die Pferde ins Wasser, darauf galt's, sich möglichst auf den Rücken des Pferdes zu legen, um trockene Füße zu behalten, weil das Wasser bis an den Bauch der Pferde reichte. Der treue Tumbu watete schräg durch den Bach, uns die Furt zeigend, unser Karata-Kollege belehrte uns, wie man sich auf dem Pferd einrichten müsse, aber wir waren zufrieden, als wir das steile Ufer der andern Seite des Baches glücklich hinauf waren, ohne ein unfreiwilliges Bad zu nehmen. Bald war Twappi erreicht. In den beiden Nächten, welche wir dort verbrachten, schliefen wir auf Brettern, über welche wollene Decken gebreitet waren. Twappi liegt nett. Der muntere, hier und da murmelnde und rauschende Bach mit seinen belaubten Ufern erweckt heimatliche Erinnerungen. In der Savanna gibt es Hügel, von denen man nicht weiß, ob sie von der Natur oder von Menschenhand geschaffen wurden. Auf einem findet man drei alte Kanonen; zwei andere stehen auf einem Grundstück, das früher einem Deutschen gehörte, mit ihrer halben Länge in die Erde eingegraben, die Öffnung nach unten. Manche glauben, daß sich hier Seeräuber verschanzt haben — der Twappi-Bach war früher für kleinere Schiffe von der See befahrbar —, andere denken, daß vielleicht die Spanier von hier aus gegen die Seeräuber vorgegangen sind.

Die Rückreise von Twappi nach Ephrata ging ohne besondere Vorkommnisse von statten. Das Wegstück von Karata nach Ephrata legten wir im Boot zurück. Wir waren aber froh, nach zehnstündiger Fahrt über Lagune, Bäche und überschwemmte Wiesen unser Heim wieder zu erreichen.

Ein Orkan,

ein Wirbelsturm, wie er in den Tropen öfters verheerend über ganze Landstriche dahinfährt, hat kürzlich eben dieses Moskitoländchen, von dem wir in der vorigen Erzählung gehört haben, heimgesucht. Am 17. Oktober fegte er über Dorf und Land dahin. Genaue Nachrichten sind uns noch nicht zugegangen, aber soviel scheint festzustehen, daß mehrere südlich von Ephrata gelegene Missionsstationen empfindlich gelitten haben. Gedenkt der Missionarsfamilien und der armen Indianer, von denen viele ihr ganzes Hab und Gut eingebüßt haben sollen!

Fröhliche Weihnachten!

So grüßen wir Euch am Schluß dieses Jahrgangs. Ja, ein gesegnetes Fest wünschen wir den weißen wie den schwarzen Menschen allen, die wieder einmal Weihnachten feiern. Freut Euch des Lichterbaumes, wie ihn unser Bild hier unten zeigt, freut Euch der Gaben, die Knecht Ruprecht in seinem Sack für Euch hat, zieht vor allem mit jener Mutter und dem Kinde zur Christnacht ins Gotteshaus hinauf und bereitet dem Christkind das Herz! Das gibt fröhliche Weihnachten.

Rätsel-Auflösungen.

Aus der Januarnummer: 1) 2. Sam. 5, 8 Laßt keinen Blinden und Lahmen ins Haus kommen. 2) a. 2. Chron. 2, 16 Salomo ließ vom Libanon Holz nach Japho flößen; b. Jona 1, 3 Jona floh und kam nach Japho; c. Ap.-Gesch. 9, 36 Zu Joppe war die Jüngerin Tabea; d. Ap.-Gesch. 10, 8—23 (vgl. 9, 38—43) Petrus sah in Joppe ein Gesicht. 3) 1. Sam. 17, 43 Goliat. 4) 1. Kor. 13, 1—7, 13. Februar: Jakob, Jabok. April: Dach. Mai: Derbe. August: Friedrich Winter. September: Feder. Oktober: Erregen. November: Seidenspinner.

Herzlichen Dank

allen Bewohnerinnen der Mädchen-Anstalt zu Gnadenberg, die für das Posaunenchor der früheren Gnadenberger, des Missionars Br. Seibt und seiner Frau in Deutsch-Ostafrika Mk. 26.15 zusammengelegt haben; sowie der Geberin von Mk. 3.— für einen selbst aufgezogenen und dann im Interesse der Mission verkauften Kanarienvogel.

Von den Kindern der Sonntagsschule in Niesky erhielten wir wieder Stanniol. Herzlichen Dank den fleißigen Sammlern!

Einen Karton Stanniol hatten Hausdorfer Kinder für die Mission gesammelt, ferner empfingen wir Stanniol von L. Bachmann u. a. mit vielem Dank

Missionsbuchhandlung Herrnhut.



„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Port extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger. — Herausgeber Prediger Th. Bechler, unter Mitwirkung von Prediger H. Schneider. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.